

Comments

by HERMANN BAUSINGER

Ulrich Tolksdorfs Konzept strukturalistischer Nahrungsforschung erscheint mir über weite Strecken bündig und klar; statt einer weithin repetierenden Modifikation (zum Beispiel: nach meinen Beobachtungen scheut man sich in Süddeutschland nicht, Bockwurst zu Pommes frites zu nehmen), möchte ich mich auf wenige Punkte beschränken, in denen sich gravierende Einwände konzentrieren:

1. Tolksdorfs Frage nach Was und Wie, Wann und Wo ist eine Variation jener Formeln, die eine erschöpfende Befragung oder Behandlung garantieren sollen — von Quintilians Rhetorikformel über das scholastische „Quis-quid-ubi...“ bis zu militärischen Meldeschemata und zur Lasswell-Formel der Massenkommunikationsforschung. In allen diesen Varianten liegt jedoch ein wesentlicher Akzent auf der Frage *Wer?*, die bei Tolksdorf so nicht gestellt wird. Die „Situation“ wird bei ihm durch ihren Zeit- und Raumaspekt definiert. Dabei wird richtig gesehen, daß beides, Raum und Zeit, sozial geprägt ist; aber dies bedeutet nicht, daß damit die Situation in ihrem sozialen Gehalt schon ausreichend umschrieben und bestimmt ist.

Ich verkenne nicht, daß die Frage nach dem *Wer* bei Tolksdorf der Differenzierung schon vorausgeht: das System Mahlzeit wird ja grundsätzlich auf eine bestimmte „Population“ oder Gruppe bezogen. Wie aber, wenn diese Gruppe uneinheitlich ist? Die Symmetriesymbolik der Mahlzeit (wie sie schon bei Simmel mit Hinweisen auf den runden Teller beschworen wird, und wie sie bei Tolksdorf in optimistischen Anspielungen auf „Tischgespräche“ zum Ausdruck kommt) sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich in der Mahlzeit oft besonders deutlich Herrschaftsstrukturen abbilden. Das gilt unbestreitbar für die Mahlzeit im „ganzen Haus“, bei der dem Gesinde fast immer kleinere und magerere Stücke zukamen (im Schwank überlistet der Knecht bezeichnenderweise den Herrn und sichert sich den fettesten Brocken!), gilt aber weithin auch noch von der bürgerlichen europäischen Mahlzeit der Gegenwart, bei der die Fleischverteilung allen egalitären Tendenzen zum Trotz meist eine „patriarchalische“ ist.

2. Daß Ulrich Tolksdorf stillschweigend, implizit, von sehr homogenen Gesellschaften und damit von einer großen Reichweite eines bestimmten Systems Mahlzeit ausgeht, scheint mir auch aus seiner Exemplifikation des Kinderappetits und der Schwangerschaftsgelüste hervorzugehen. Im Gegensatz zu Tolksdorf bin ich der Meinung, daß sich die Speisegewohnheiten von Schwangeren durchaus mit seinem Modell erfassen lassen, und zwar so gut und so schlecht wie die Ernährungsweise anderer Gruppen. Wenn Tolksdorf der Meinung ist, daß hier ein anderes Modell konstruiert werden muß, weil diese Frauen „nicht vollständig in die Gesellschaft integriert sind“, dann scheint er von einer ansonsten recht einheitlichen Gesellschaft auszugehen.

Tatsächlich aber drücken sich in der Ernährung massive soziale Unterschiede aus, und diese sind nicht einmal nur an die Speisen und ihre Zubereitung gebunden: Henry Gumperz hat auf den sprachlichen Sachverhalt aufmerksam gemacht,

daß nicht jeder „speisen“ („dine“) könne — zum Beispiel nicht zwei Arbeiter in der Mittagspause, „no matter how well prepared the food they consume and how good their table manners“. Das Systemmodell wäre also nur dann ‚realistisch‘, wenn es solche sozialen Differenzierungen aufzunehmen in der Lage wäre und wenn es konsequent auf die verschiedenartigsten Gruppen einer Kultur angewandt würde. Damit wäre übrigens auch der oft geäußerte Statikverdacht teilweise zu entkräften: sozialer und kultureller Wandel entsteht nicht selten aus konfligierenden Gruppennormen, durch den Aufstieg einer subkulturellen oder kontrakulturellen Norm zur dominierenden Norm einer Gesellschaft, die ihrerseits wieder in Konflikt mit anderen subkulturellen Normen gerät.

3. Tolksdorf wendet sich dezidiert gegen ein „Widerspiegelungsmodell“ — er meint damit die Vorstellung eines „mechanischen“ Kausalzusammenhangs zwischen wirtschaftlicher Basis und kulturellem Überbau. Nun ist diese Vorstellung im Grunde schon im Begriff der Widerspiegelung überwunden; dieser drückt ja doch aus, daß es sich nicht um eine unsinnige Abbildtheorie handelt, sondern daß mit einer aktiven Auseinandersetzung gerechnet wird, mit einer Antwort, die nicht eindeutig determiniert ist, sondern die — freilich in einem sozioökonomisch vorgegebenen Rahmen — verschieden ausfallen kann. Dazu kommt, daß die Dialektik zwischen Basis und Überbau in neueren materialistischen Kulturtheorien weit weniger stillgelegt wird, als Tolksdorf annimmt: weithin wird mit möglichen Rückwirkungen des Überbaus auf die Basis operiert, so daß sich die Konzepte in etwa Max Webers Vorstellung einer „Entsprechung“ zwischen ökonomischer Grundlage und Wertstrukturen nähern.

Schon Friedrich Engels hat sich gegen einen ökonomistischen Marxismus gewandt; an einigen Stellen hat er erläutert, daß Überbauelemente keineswegs „direkt“ aus wirtschaftlichen Gegebenheiten abgeleitet werden können, daß sie vielmehr oft nur „in letzter Instanz“ auf diese zurückzuführen sind. Nimmt man diese Formel beim Wort, so heißt das praktisch, daß Elemente des kulturalen Systems oft nur auf geschichtliche, überholte wirtschaftliche Strukturen zurückzuführen sind; damit wird diesen Elementen aber ja doch eine weitgehende Autonomie zugeschrieben. Man kann hier sicher die Frage anschließen, inwiefern ein so vermittelter Zusammenhang, eine so offene Dialektik zwischen Basis und Überbau überhaupt noch die scheinpräzise Trennung dieser Bereiche rechtfertigt; auf der anderen Seite sollte aber die Angst vor materialistischer Begrifflichkeit nicht dazu beitragen, daß wichtige Erkenntnisse ausgeblendet werden.

4. Mit Recht stellt Tolksdorf fest, daß nicht nur in der Zubereitung von Speisen, sondern auch schon in der Einschätzung von Nahrungsmitteln ein wertendes und selektives Moment wirksam ist. Was er wohl nicht ausdrücklich bestreitet, was aber vielleicht stärkerer Hervorhebung bedarf, ist eine gewisse Wechselseitigkeit dieses Verhältnisses. Es ist richtig, daß bestimmte schon vorher vorhandene Nahrungsmittel erst durch die Herausbildung entsprechender Geschmacksnormen zu Speisen werden (dies gilt für die Kartoffel); aber die Herausbildung solcher neuer Normen ist ihrerseits nicht selten die Folge eines veränderten Angebots von Nahrungsmitteln und eines daraus entstehenden Angebotsdrucks.

Im begrenzten Rahmen drückt sich dies in individuellen Grenzsituationen aus: in der Kriegsgefangenschaft beispielsweise wurde für viele nicht nur die Grenze des „Eßbaren“ nach unten verrückt, sondern entstand auch ein neues System von Geschmackspräferenzen, das freilich nicht den Charakter des Vorläufigen verlor, zumal da es mit quälenden Erinnerungen an das frühere Geschmackssystem konfrontiert war. Eine solche Veränderung ist aber nicht nur ein quasi pathologischer Befund. Die Kulturgeschichte der Ernährung bringt ja doch genügend Belege dafür, wie bestimmte wirtschaftspolitische Setzungen und Beschränkungen das scheinbar so elementare Geschmackssystem von Grund auf verändert haben; die Einführung der Kartoffel ist gerade auch dafür ein Beispiel.

In der Gegenwart ist dieser Aspekt der gewissermaßen politökonomisch verordneten Geschmacksorientierung dank der größer gewordenen Auswahl zwar unauffälliger geworden, er ist aber in Wirklichkeit höchst bedeutsam — sei es über die organisierte staatliche Bedarfslenkung oder sei es über die sogenannte „Bedarfsweckung“ durch mächtige wirtschaftliche Instanzen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß in beiden Fällen gewisse Widerstände die Beharrung auf überkommene Orientierungen signalisieren — was seinerseits ein Problem ist.

5. Auch eine differenziertere „Widerpiegelungstheorie“ läßt die Frage zu, wie sich Überbauelemente fortschreitend reproduzieren, obwohl sie ihre Basis längst hinter sich gelassen haben. Diese Frage (ob nun in dieser oder in einer anderen Terminologie) gehört sicher zu den interessantesten der Kulturgeschichte. Das Konzept des „cultural drift“ ist meines Erachtens entweder eine essentialistische und damit falsche Antwort oder es ist lediglich eine Umschreibung der Frage. Die Konstanz einer kulturellen Orientierung kann sicher teilweise aus dem unmittelbaren Gewicht abgeleitet werden, das diese Orientierung in einer früheren historischen Phase hatte; aber es muß gleichzeitig Bedingungen in der gegenwärtigen Phase geben, welche das Fortleben ermöglichen.

Ein simples Beispiel: Nach 1945 kamen viele deutschsprachige Zuwanderer aus südosteuropäischen Ländern in die Bundesrepublik. Ein Teil von ihnen versuchte, am neuen Ort Paprika zu ziehen — und sei's im Vorgärtchen oder in Zierkästen auf dem Balkon. Die Beibehaltung ist teilweise aus der einstigen Dominanz dieses Nahrungsmittels zu erklären — aber darüber hinaus muß nun die Erinnerungsfunktion mitbedacht werden und gleichzeitig wohl auch die zunehmende internationale Orientierung im Angebot von Nahrungsmitteln; es ist also von Fall zu Fall ein ganzes Funktionsspektrum heranzuziehen, und die Verankerung des einzelnen Elementes erweist sich als außerordentlich komplex.

Ein solches Beispiel vermag Sinn und Grenzen strukturalistischer Beschreibung anzudeuten: sie zwingt, richtig verstanden, als synchroner Zugriff zur Aufdeckung gegenwärtiger Funktionen, in denen vergangene aufgehoben sind; aber die Erkenntnis dieser Funktionen erfordert den Rekurs auf das gesellschaftliche Ganze. Wo der Strukturalismus nur einen Verschiebebahnhof für Kulturelemente bereitstellt, bleibt er sicher nicht ohne Faszination, aber ohne weitreichende Erklärungsmöglichkeiten. Auch in der kulturellen Nahrungsforschung geht es letztlich nicht nur um die Anordnung von Speisen im System der Mahlzeit, sondern um die Struktur der Gesellschaft in ihrer jeweiligen historischen Bedingtheit.

by HELGE GERNDT

ZU EINIGEN GRUNDPROBLEMEN DER KULTURANALYSE

Ulrich Tolksdorfs Aufsatz „Strukturalistische Nahrungsforschung“ erörtert in der ersten Hälfte mehr generelle Methodenfragen (I.—VI.) und befaßt sich in der zweiten Hälfte mit der Konstruktion und Interpretation eines spezifischen Darstellungsmodells (VII.—IX.). In beiden Teilen sind grundsätzliche Probleme der Kulturanalyse, die weit über die Nahrungsforschung hinausführen, in knapper, weiterführender Weise behandelt. Die Verbindung von theoretischer Darlegung und anschaulicher Exemplifizierung scheint mir dabei vorbildlich zu sein.

Die folgende Stellungnahme möchte sich auf solche Fragen konzentrieren, die Aufgaben *kulturwissenschaftlicher Grundlagenforschung* berühren. Der Kommentar versucht, Tolksdorfs Gedanken unter einem betont methodologischen Blickwinkel nachzuvollziehen und einzuordnen. Er gliedert sich — entsprechend der Diskussionsvorlage — in zwei Komplexe: zunächst werden allgemeinere Probleme (1—3) und dann speziellere Betrachtungsfragen (4—5) angesprochen. Ein Schlußwort (6) soll mit wenigen Sätzen auf das alles übergreifende Problem des wissenschaftlichen Diskurses eingehen. Daß in dem hier gegebenen Rahmen nur Anstöße und Pointierungen, keinesfalls aber abgerundete systematische Darlegungen und Begründungen angestrebt werden können, versteht sich wohl von selbst.

1. MODELLEN DENKEN UND MODELLESYSTEMATIK

Tolksdorfs Ausführungen beruhen auf *bewußtem, konsequentem Modelldenken*. Eine solche Grundhaltung — nicht nur ein solcher Ansatz — ist in der Europäischen Ethnologie wie in anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen immer noch relativ selten, obwohl man nicht nachdrücklich genug betonen kann, daß es für die Gewinnung von Aussagen, die wissenschaftliches Niveau beanspruchen, zum Modelldenken gar keine Alternative gibt. Unser konkretes Forschungsobjekt, das ja immer und unabdingbar in einen vielfältig verflochtenen Wirklichkeitsausschnitt gehört, läßt sich nur in jeweils gesetzten und ständig reflektierten Grenzen tiefer durchschauen. In den Naturwissenschaften ist das zur Selbstverständlichkeit geworden; in den Kulturwissenschaften dürfte aber das Mitdenken der Rahmenbedingungen womöglich noch dringlicher sein, weil das erkennende (und — auf höherer Ebene — das zu erkennende) Subjekt mit einem weit gewichtigeren Anteil in die Ergebnisse eingeht. Wer nicht jeden Schritt seines wissenschaftlichen Vorgehens ständig relativieren will, wird zweckmäßigerweise auf ein Modell Bezug nehmen, das am Ende eines Forschungsprozesses prinzipiell aufhebbar bleibt.

Die *Unausweichlichkeit des Modelldenkens* scheint in den Kulturwissenschaften noch nicht allgemein verstanden, weil offenbar weithin eine — berechtigte! — Scheu herrscht, naturwissenschaftliche Methoden einfach zu kopieren. Aber darum

geht es hier gar nicht. Wenn die Kulturwissenschaften ihren wohl unbestreitbaren Rückstand gegenüber den Naturwissenschaften aufholen wollen, dann müssen sie wie diese zuerst relevante Einsichten der Mathematik (z. B. in der Form moderner Erkenntnistheorie) rezipieren —, Mathematik ist bekanntlich keine Natur-, sondern eine Strukturwissenschaft (Weizsäcker 1971: 22 f.). Selbst weit entfernt von jedweder mathematischen Präzision ist — soweit ich sehe — eine in den Kultur- und Sozialwissenschaften anwendbare Modelltheorie bisher über erste Schritte kaum hinausgekommen (vgl. Boudon 1970; Haggett 1973: 25—30). Dennoch scheinen sich gewisse Übereinstimmungen zwischen verschiedenen Forschern abzuzeichnen. Vielleicht kann es die Diskussion befruchten, wenn wir kurz versuchen, Tolksdorfs Modellentwurf in eine umfassendere Modellsystematik einzuordnen.

Man kann zwei große Gruppen von Modellen unterscheiden: *Real- und Denkmodelle*. Bei den Realmodellen erscheinen Eigenschaften und Zusammenhänge der Realität vereinfacht, transponiert oder analog wiederum in Formen sinnlich wahrnehmbarer Wirklichkeit; wir sprechen von Maßstabsmodellen, wenn sich bestimmte Zusammenhänge maßstabsgerecht in anderen Materialien oder Dimensionen zeigen (z. B. Hausmodell, Landkarte), oder von Analogmodellen, wenn ein bestimmter Zusammenhang durch einen als vergleichbar angenommenen Zusammenhang eines anderen Kontextes erläutert wird. Bei den Denkmodellen — die uns jetzt allein interessieren sollen — handelt es sich dagegen um abstrakte Entwürfe, um Begriffssysteme, die niemals unmittelbar über sinnliche Wahrnehmung, sondern durch geistige Vorstellungskraft verstehbar werden. Hier empfiehlt sich abermals eine Zweiteilung: in Beschreibungs- und Erklärungsmodelle.

Beschreibungsmodelle haben die Aufgabe, offensichtliche oder gesetzte Zusammenhänge in abstrakter Form auszudrücken. Sie sind eine notwendige Voraussetzung wissenschaftlicher Arbeit, denn sie objektivieren durch Sprachregelung und skizzieren den Betrachtungsrahmen. Diese Grundlegung kann in zwei Perspektiven geschehen: unter stärker gegenstandsbezogenen Gesichtspunkten oder mit einem stärker problembezogenen (d. h. auf das Erkenntnisinteresse ausgerichteten) Blickwinkel. So werden einmal Sachzusammenhänge, das andere Mal kategoriale Zusammenhänge betont. Die Modelle der ersten Art möchte ich mit Tolksdorf Darstellungsmodelle nennen, die der zweiten Art Betrachtungsmodelle.

Erklärungsmodelle drücken ebenfalls Zusammenhänge in abstrakter Form aus, aber es handelt sich nicht um offensichtliche oder gesetzte Zusammenhänge, sondern um verborgene oder mögliche Zusammenhänge, die somit nicht Wirklichkeit zu beschreiben, sondern tiefer zu durchdringen, eben zu erklären versuchen. Wiederum ist eine doppelte Perspektive möglich: der stärkere Realitätsbezug oder die stärkere Ausrichtung auf ein Erkenntnisinteresse. Im ersten Fall sprechen wir von Induktionsmodellen, die nachprüfbar, im zweiten Fall von Theorien, die nicht im strengen Sinne beweisbar sind (vgl. Boudon 1970: 567).

Unsere *Modellsystematik* sieht also folgendermaßen aus:

1. *Realmodelle* (lassen Zusammenhänge vereinfacht, transponiert oder analog unmittelbar durch sinnliche Wahrnehmung erfassen)

- a) Maßstabsmodelle
- b) Analogmodelle
- 2. *Denkmodelle*
 - a) Beschreibungsmodelle (zeigen offensichtliche oder gesetzte Zusammenhänge in abstrakter Form)
 - 1 Darstellungsmodelle
 - 2 Betrachtungsmodelle
 - b) Erklärungsmodelle (zeigen verborgene oder mögliche Zusammenhänge in abstrakter Form)
 - 1 Induktionsmodelle
 - 2 Theorien (im eigentlichen Sinne).

Tolksdorf konzentriert sich in seiner Arbeit auf die Konstruktion eines Beschreibungsmodells mit stark objektivationsbezogenem Akzent, also auf ein *Darstellungsmodell*. Selbstverständlich ist es unvermeidlich, daß dabei auch gewisse Betrachtungsmomente mit ins Spiel kommen, weil eine Objektbeschreibung ohne ein Minimum vagen Erkenntnisinteresses genauso wenig möglich ist wie die kategoriale Spezifizierung eines Erkenntnisinteresses ohne ein Minimum von Objektbezug. Doch besitzt die methodische Trennung zwischen Darstellung und Betrachtung einen heuristischen Wert. Sie kann zumindest gewisse erkenntnistheoretische Probleme verdeutlichen, die die Einführung von (nicht mehr auf Grund unmittelbarer Wahrnehmung eindeutig beschreibbaren) Werten in Tolksdorfs Darstellungsmodell mit sich bringt. Solche Schwierigkeiten betreffen die spezifisch strukturalistische Komponente des Modells. Wir kommen unten darauf zurück.

Tolksdorfs Diskussion zweier Ausnahmephänomene (Abschnitt VIII) demonstriert, daß auch zwischen *Beschreibungs- und Erklärungsmodellen* ein fließender Übergang besteht und diese Scheidung gleichwohl heuristische Bedeutung hat. Das abweichende Ernährungsverhalten von Kindern und Schwangeren kann Tolksdorfs Modell gewiß nicht stürzen, aber auch nicht ex negativo stützen (wie T. meint). Diese Alternative ist irrelevant. Beschreibungsmodelle sind eine Durchgangsstufe wissenschaftlicher Arbeit und müssen zur Erklärung bestimmter Sachverhalte führen; erst von hier aus lassen sie sich legitimieren. Die Alternative lautet: anwendbar oder nicht anwendbar. Tolksdorfs Beobachtungen besagen nur, daß sein Modell für eine (spätere) Erklärung des Kinder- und Schwangerenverhaltens wenig leisten wird und daß darum — wie er zu Recht folgert — dafür ein anderes konstruiert werden müßte. Das betrifft aber — meine ich — nicht unbedingt das Konstituentensystem, sondern möglicherweise nur die Verkoppelung der Elemente mit bestimmten Werten, also wiederum die strukturalistische Komponente des Modells.

2. SYSTEMBEGRIFF

Verwirrender als differenziertes Modelldenken scheint die vielfältige Verwendung des Systembegriffs. Hier fehlt es in kultur- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten oft an hinreichender Klarheit. Tolksdorf geht von der *Grundüberlegung*

aus, daß eine Struktur sich durch Beziehungen ausweise und ein System sich durch die Kommunikation der jeweiligen Elemente einer Struktur konstituiere (Tolksdorf 1972: 67). Er verwendet in seinem Aufsatz zahlreiche, höchst unterschiedliche Systembezeichnungen und spricht z. B. von sozialen und kulturellen Systemen, Handlungs- und Bedeutungssystemen oder von Subsystemen, Regel- und Konstituentensystemen. Es soll hier nicht um eine Einzelkritik gehen (T. benutzt seine Begriffe im jeweiligen Zusammenhang sehr überlegt), sondern wir wollen nur versuchen, uns an die grundsätzliche Problematik etwas näher heranzutasten.

Die *Systemkonzeptionen des Funktionalismus*, das kann man allgemein behaupten, enthalten Unklarheiten. Niklas Luhmann meint sogar, daß die eigentümlichen Unschärfen wohl unentbehrlich seien, wenn es gelte, Handlungssysteme von sehr großer Komplexität zu entwerfen (Hist. Wb. d. Philosophie, Bd. 2 [1971]: 1142 f.). Wichtig scheint mir zu sein, die Gründe für solche Unschärfen noch genauer zu begreifen. Einer liegt wohl in der mangelhaften Klärung mancher zugrunde liegender Begriffe (z. B. Kultur, Gesellschaft, Umwelt). Die allgemein häufige Verwendung des Adjektivs „sozialkulturell“ kann ja beispielsweise nur sehr notdürftig verschleiern, daß das Verhältnis von „Sozialem“ und „Kulturellem“ ungeklärt ist. Wie soll man unter solchen Voraussetzungen dann eigentlich erwarten, die Abhängigkeit bestimmter kultureller Systeme von sozialen Systemen wirklich zu verstehen?

Als *Systeme* bezeichnen wir dynamische Gebilde, die aus einer Anzahl von in bestimmten Verhältnissen zueinander angeordneten Elementen bestehen. Systeme sind modellhaft zu begreifen, d. h. als relative und nicht als absolute Phänomene (ob ein bestimmtes Objekt- oder Begriffsfeld in einer konkreten Situation als System oder als Element anzusprechen ist, hängt einzig und allein von der jeweiligen Problemstellung ab); Systemen eignet Komplexität, d. h. die Abhängigkeit und Verknüpfung ihrer Elemente ist nicht ohne weiteres erkennbar, sowie Interdependenz, d. h. eine Element- oder Relationsveränderung bleibt nicht ohne Rückwirkungen auf andere Systemteile.

Auch hier mag es hilfreich sein, sich über die *Systematisierung* verschiedener Systemkonzeptionen ein paar Gedanken zu machen. Wir übergehen die Gruppe der Realsysteme, deren Elemente und Relationen durch sinnliche Wahrnehmung unmittelbar faßbar sind (z. B. Heizungssystem) und betrachten nur die Gruppe der abstrakten Denksysteme, als deren Elemente Begriffe und als deren Relationen Funktionen (im mathematischen Sinne: Abhängigkeiten) aufgefaßt werden. Denksysteme können eindimensional-flächenhaft (alle Begriffe liegen in einer Ebene) oder hierarchisch aufgebaut sein; wir nennen sie Flächen- bzw. Stufensysteme. Beide Systemarten lassen sich nun jeweils entweder stärker in bezug auf ihre Elemente oder in Hinsicht auf ihre Relationen betrachten, so daß man dann von Objektivations- bzw. von Funktionssystemen sprechen kann. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Analyse von Flächensystemen ungleich einfacher ist als diejenige von zwei- oder mehrstufigen Systemen mit ihren zusätzlichen Subsystemverknüpfungen.

Eine Übersicht der Denksysteme stellt sich so dar:

- a) Flächensysteme
 - 1 Objektivationssysteme
 - 2 Funktionssysteme
- b) Stufensysteme
 - 1 Objektivationssysteme höherer Ordnung
 - 2 Funktionssysteme höherer Ordnung.

Tolksdorf hat mit seinem Modell den — wie ich meine — gelungenen Versuch unternommen, die Nahrung als ein *Objektivationssystem* zu konstituieren, in welchem sich neben dem Nahrungsmittel (N) die zunächst wohl kaum erwarteten Elemente „kulturelle Technik“ (T), „soziale Zeit“ (Z) und „sozialer Raum“ (R) befinden. Er weist zwischen diesen Einzelementen eine Reihe von Relationen auf, die allerdings in konkreten Forschungsprozessen selbstverständlich noch erweitert und präzisiert werden müssen. Die Relationen selbst und ihre Dynamik, falls an irgendeiner Stelle des Systems ein Eingriff erfolgt, sind vorerst nur in Ansätzen behandelt. Solches Tun muß und wird einmal zur Betrachtung der Nahrung als eines Funktionssystems führen. Tolksdorf hat (Abschnitt VI) klar erkannt, daß Tokarevs Versuche in dieser Richtung deshalb unbefriedigend bleiben, weil er nicht zuvor die Nahrung als ein eigenes kulturelles System auffaßt und sich ihm damit die Frage einer diffizileren Funktionsanalyse nicht stellt.

3. KULTURELLER WERT

Moderne volkskundlich-ethnologische Untersuchungen machen in zunehmendem Maße deutlich, daß die kulturellen Objektivationen selbst nur noch die empirische, aber nicht länger die *theoretische Basis* der Kulturanalyse bilden können. Kulturelles Leben manifestiert sich äußerlich in der Verwendung von sog. Kulturgütern, doch es beruht letztlich und unumgänglich auf „Symbolen“, auf der Zuordnung der Objekte unserer Wahrnehmung zu Klassen, d. h. zu Denkkonstruktionen, welche sich nicht allein von den physischen Eigenschaften ihrer Elemente, sondern besonders von dem ihnen zugeschriebenen Wert herleiten (Watzlawick 1974: 123). Das Essen von Froschschenkeln — um ein Beispiel Tolksdorfs aufzunehmen — ist eine kulturelle Handlung (nur) immer dann und überall dort, wo Froschschengel der Klasse „Nahrungsmittel“, oder genauer: wo die Art der Froschschengelzubereitung der Klasse „Speise“ zugeordnet wird.

Eine solche Betrachtung offenbart, welche Einsichten eine an der Oberflächenerscheinung orientierte strenge Trennung zwischen Natur- und Kulturphänomenen verhindert. Tolksdorf hat das am Beispiel der Kartoffel angedeutet: sobald dieses Naturprodukt klassifiziert wird, wird es als „Klasse“ — und nur als solche! — kulturwissenschaftliches Objekt (z. B. als „Nahrungsmittel“ für den Nahrungsforscher, als „Zierpflanze“ für den Erforscher der Popularästhetik). Die *empirische Grundlage*, nämlich die Gesamtheit aller sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen unserer Welt, ist für alle Wissenschaften prinzipiell die gleiche. Der *Forschungsgegenstand* selbst allerdings besteht für die Naturwissenschaften aus

Realobjekten, für die Kulturwissenschaften aus Denkkonstruktionen (Klassen von bewerteten Objekten), die einen völlig anderen Grad von Wirklichkeit als die Objekte selbst besitzen (Watzlawick 1974: 123).

An dieser Stelle zeigt sich das *grundlegende Methodenproblem* der Kulturanalyse mit aller wünschenswerten Klarheit. Wissenschaftliche Arbeit verlangt per definitionem Objektivierung; Kulturwissenschaft muß folglich eine höhere Wirklichkeit (Wirklichkeit des Bewußtseins) objektivieren. Daß dieses kaum direkt in unserer (anschaulichen) Sinnen-Wirklichkeit, sondern nur durch eine komplizierte Transformation möglich ist, dürfte einleuchten. Mit anderen Worten: Objektivierung kann in den Kulturwissenschaften nur mit Hilfe von Denkmodellen stattfinden.

Diese schwierige methodologische Reflexion ist noch nicht völlig durchschaut. Ich vermute, daß der Begriff des „kulturellen Werts“ vorerst und noch für längere Zeit der *zentrale Bezugspunkt* (das „Atom“) aller kulturwissenschaftlichen Arbeit werden könnte. Auf Grund der vorangegangenen Überlegungen scheint es jedoch fraglich, ob der kulturelle Wert in herkömmlicher Weise mit ein oder zwei Sätzen hinreichend zu definieren ist. Tolksdorf stützt sich (Abschnitt III) auf eine Definition von Wolfgang Rudolph, die wohl die wesentlichen Eigenschaften und Beziehungen des kulturellen Werts formuliert und als Orientierungsmarke gute Dienste leistet, aber in solcher Form noch nicht operabel ist. Hier hat die weitere Forschung anzusetzen und den Begriff wohl vor allem in ein präzises Rahmenmodell zu stellen.

Tolksdorf gibt bei seinen konkreten Untersuchungen eine Reihe *hilfreicher Gedanken*. Er bemüht sich z.B., individuelle Intentionen — und ich meine, daß hier außer personalen Bedürfnissen auch physisch-psychische Gegebenheiten des Bewertenden zu beachten sind — neben sozial sanktionierten Werten nicht als irrelevant, sondern als in komplexen gesellschaftlichen Wertvorstellungen eingebettet zu betrachten. Mit seiner Postulierung „komplexer Werte“ und mit seiner Beobachtung, daß die bei kulturellen Diffusionsprozessen eingeführten Speisen oft ganzheitlich als „Form-Bedeutungs-Funktionskomplexe“ übernommen werden, hat Tolksdorf der systemanalytischen Kulturforschung weiterführende diffizile Aufgaben gestellt. Die Lösung solcher „Komplex“-Probleme wird schließlich — so ist zu hoffen — auch dazu beitragen, dem adäquaten Verständnis der zentralen kulturwissenschaftlichen Einheit „kultureller Wert“ näherzukommen.

4. STRUKTURALISTISCHES VERFAHREN

Tolksdorf vollzieht eine „mit systemtheoretischem Ansatz strukturalistisch durchgeführte Analyse“. Ihn interessiert in der Ernährung die Widerspiegelung gesellschaftlichen Lebens, die aber (im Gegensatz zu Tokarevs Auffassung) nicht mechanistisch-deterministisch, sondern strukturalistisch zu verstehen sei (Abschnitt IV). Wir wollen uns schrittweise klar machen, welche Überlegungen zu einer solchen Betrachtung führen.

Ausgangspunkt ist 1. eine *Modellkonstruktion*, auf dem Gedanken beruhend, daß sich komplexe Wirklichkeit nicht unmittelbar, sondern nur in der übertrage-

nen Form eines Beschreibungsmodells hinreichend, d. h. in detaillierter und überprüfbarer Weise, erklären läßt. Der 2. Schritt verlangt *Systemdenken*, d. h. das aus der Wirklichkeit abstrahierte Beschreibungsmodell wird auf der Ebene der terminalen Konstituenten (N, T, Z, R) als System verstanden und bekommt damit insbesondere die Eigenschaft der Interdependenz der vier Systemelemente (Terminen) zugesprochen. Dann folgt 3. die Einführung des *Zeichenbegriffs*: Jedes Element des Systems wird als ein Zeichen im Sinne Ferdinand de Saussures mit dem Doppelcharakter eines sinnlich wahrnehmbaren und eines intelligiblen Moments (Ausdruck und Bedeutung) aufgefaßt. Somit liegen in dem Beschreibungsmodell jetzt gewissermaßen zwei Systeme übereinander: ein Ausdrucks- und ein Bedeutungssystem. (Die Verkoppelung dieser Systeme vollzieht sich in den einzelnen Elementen als Zeichen, die damit selbst — einen ganz anderen — Systemcharakter haben.) Schließlich wird 4. der Bedeutungsaspekt eines (System-) Elements als ein *kultureller Wert* verstanden, welcher sich am personalen Bedürfnis orientiert und im wesentlichen auf gesellschaftlichen Konventionen beruht.

Formal scheint mir Tolksdorfs Vorgehen in allen Gegenstandsbereichen der Kulturanalyse anwendbar, wenn nicht unabdingbar. (Daß das theoretische Verständnis von Modell, System, Zeichen und kulturellem Wert guten Teils noch einer Intensivierung bedarf, bleibt davon unberührt.) Insoweit Tolksdorf den Zeichenbegriff verwendet, kann man hier von einem *strukturalistischen Verfahren* sprechen. Die allgemein als Strukturalismus bezeichnete Methode jedoch besitzt meist noch andere Implikationen, ohne daß man sich dessen immer bewußt wäre. Hier liegen einige Gefahren.

Methoden fordern immer dort große Aufmerksamkeit, wo ihre Formalia allzu eng an die Inhalte ganz bestimmter Erklärungen geknüpft sind. Tolksdorf setzt sich z. B. deutlich von der Tendenz des Lévi-Strauss'schen Strukturalismus zu anthropologisch-universellen Konstanten des menschlichen Geistes ab (Abschnitt VI) und plädiert stärker für eine (wenn ich richtig sehe) sozialräumliche Kulturbindung. Bei Lévi-Strauss und seinen Schülern findet sich öfter eine zu mangelhafte Unterscheidung unterschiedlicher Strukturen, insbesondere eine *Verquickung von Modell- und Wesensstruktur* (Baumer 1972/73: 238). Die Grundschwierigkeit liegt darin, die modellhafte Analyse eines Wirklichkeitsausschnittes letztlich wieder mit der Wirklichkeit zu verknüpfen. Wissenschaftliche Aussagen sind Modellaussagen. Ihre Rückverwandlung in die Empirie bzw. ihre Umsetzung in die Praxis bedeutet immer eine Extrapolation, verlangt eine Entscheidung, die stets ein rational nicht völlig abzusicherndes, bewertendes Moment enthält.

Neben der Verquickung unterschiedlicher Strukturen gründen die Gefahren des Strukturalismus hauptsächlich in der *möglichen Verabsolutierung* eines Verfahrens, das sich seines Modellcharakters nicht bewußt bleibt. Es gehört zu den wohlüberlegten, fruchtbaren Voraussetzungen des Strukturalismus, daß der synchrone Aspekt gegenüber dem diachronen und daß die Relationsbetrachtung gegenüber der Substanzbetrachtung vorgezogen wird. In diesen Grenzen bleiben aber notwendigerweise die Ergebnisse befangen. Wer an ihnen nun plötzlich die

mangelnde Bedeutung geschichtlicher oder substantieller Momente ablesen will, dreht sich im Kreis (vgl. Baumer 1972/73: 239 f.).

Schließlich sei noch ein nicht die Deutung, sondern die strukturalistische Analyse betreffender Hinweis gestattet. Nur weil das Zeichen einen Doppelcharakter hat, müssen nicht auch die Merkmale einer Struktur, die aus Zeichen besteht, selbst in *binärer Anordnung* erstellt werden. Das liegt zwar häufig nahe und ist auch am leichtesten zu handhaben (besonders bei der Verwendung von Computern), ist aber weder durch strukturelle, noch durch strukturalistische Betrachtung intendiert. Unser Leben nur in der Wechselwirkung von Polaritäten (Oppositionen) zu sehen, wäre wohl allzu simpel. Grundsätzlich bleibt Merkmalaufspaltung in drei oder mehr Elemente möglich. Auch bei Tolksdorf ist das im Zusammenhang mit dem Erstellen von Matrizen angedeutet.

5. DARSTELLUNGS- UND BETRACHTUNGSMODELLE

Tolksdorfs Deskription konzentriert sich im wesentlichen auf die *strukturelle bzw. strukturelle Beschreibung*. Strukturell ist das Darstellungsmodell in der graphischen Form des Stammbaums oberhalb der gestrichelten Linie, struktural wird die Beschreibung in dem Moment, wo die Elemente zusätzlich als mit gesellschaftlichen Werten besetzt vorgestellt werden. Da es sich im Grunde um zwei verschiedene Modelle handelt, wenn auch um analoge und eng verkoppelte, scheint mir die graphische Veranschaulichung noch nicht optimal. Es ist nämlich z. B. die Frage, ob sich bei der Bewertung einer Speise nur die „Werte“ des entsprechenden Nahrungsmittels (Nw) und der entsprechenden kulturellen Technik (Tw) gewissermaßen addieren oder ob nicht die Speise (weil vielleicht das zugrunde liegende Nahrungsmittel durch die Verarbeitung nicht mehr direkt erkennbar ist) eine eigene, unmittelbare Bewertung erfährt. Mit der Einbeziehung von Wertvorstellungen geht Tolksdorf zu einer weniger wahrnehmungsgebundenen Deskription über. „Gesellschaftliche Wertvorstellung“ ist bereits ein Aspekt, unter dem die Konstituenten beleuchtet werden. Ich würde um der Klarheit willen vorschlagen, das wahrnehmungsverhaftete und das wertbesetzte Konstituentensystem als Darstellungsmodelle 1. und 2. Grades zu unterscheiden.

Als eine der ganz *wesentlichen Leistungen* von Tolksdorfs Darstellungsmodell (1. Grades) erscheint mir die Ausdifferenzierung der „kulturellen Technik“ und die analytische Scheidung der Verzehrersituation in „soziale Zeit“ und „sozialen Raum“. Neben vielem anderen zeigt sich z. B. beim Übergang in ein Darstellungsmodell 2. Grades dann unverkennbar, daß nicht nur Objektivationen, sondern genauso Techniken (Kochen, Grillen), Raumkonstellationen (Wohnküche, Stehimbüß) und Termine (Weihnachten, Hochzeit) wertbesetzt sind. Dieses Wertgeflecht ist in der Europäischen Ethnologie bisher weithin unklar geblieben und offenbart, warum das Verständnis des „kulturellen Wertes“ so große Schwierigkeiten macht: er läßt sich nicht vordergründig an Objektivationen koppeln, sondern stellt einen systembezogenen, völlig unanschaulichen Begriff dar.

Der nächste Schritt, um Tolksdorfs tiefdringende Überlegungen weiterzuführen, scheint mir nun darin zu bestehen, *Betrachtungsmodelle* für die Nahrung zu ent-

werfen. Genauer gesagt: das Darstellungsmodell sollte in verschiedene Betrachtungsmodelle hineingestellt werden. Die Konstituenten eines Betrachtungsmodells sind keine herausdifferenzierten Elemente einer komplexen Objektivation, sondern Differenzierungen abstrakterer Kategorien. Im Gegensatz zu einer objektbezogenen Orientierung (z. B. auf „Nahrung“) des Darstellungsmodells ist das Betrachtungsmodell problembezogen ausgerichtet (z. B. auf „Kulturprozeß“ oder „Funktion“). Kulturelle Prozesse könnte man beispielsweise in Oszillations-, Wandlungs- und Vermittlungsprozesse segmentieren und bei den Vermittlungsprozessen wiederum räumliche, zeitliche und soziale Vermittlung (Diffusion — Tradition — Kommunikation) voneinander trennen (Gerndt 1974). Funktionen eines Objektes ließen sich etwa nach seinem Gebrauchszweck, seiner zeichenhaften Bedeutung und seiner überindividuellen Sinnaussage (Instrumentalität — Funktionalität im engeren Sinne — Metafunktionalität) unterscheiden (Gerndt 1975).

Die Entwicklung eines *funktionalen Betrachtungsmodells* ist wohl am interessantesten. Das hat mehrere Gründe: 1. scheint das übergreifende Erkenntnisinteresse des 20. Jahrhunderts besonders auf Funktionsfragen fixiert; 2. ist der Funktionsbegriff selbst (als Folge davon) höchst vieldeutig und fordert eine modellhafte Stabilisierung; und 3. läßt sich der kulturwissenschaftliche Zentralbegriff „kultureller Wert“ ohne den Funktionsbegriff kaum sinnvoll erfassen. An dieser Stelle ist es natürlich unmöglich, ein funktionales Betrachtungsmodell in extenso vorzuführen. Wir wollen nur einige Kategorien und ihre möglichen Konstituenten andeuten: Eine Funktion kann — neben ihrer mathematisch-abstrakten Abhängigkeitsbeziehung — unter Zeitbezügen konkreter als ein von Vergangenem determinierter, als ein in der Gegenwart aktualisierter oder als ein Zukünftiges stimulierender Impuls aufgefaßt werden und somit in unterschiedlichen Betrachtungsfeldern („Funktionsfeldern“) wirken. Eine Funktion kann bedeutsam sein für eine Person, einen Sachkomplex oder einen sozialen Zusammenhang und somit auf unterschiedliche Betrachtungsbereiche („Funktionsbereiche“) zielen. Eine Funktion kann als mehr äußerliche Gebrauchsfunktion oder mehr innerliche Bedeutungsfunktion wirken und somit in unterschiedlichen Betrachtungsschichten („Funktionschichten“) erkannt werden. Für genauere Einblicke sei auf die graphische Darstellung eines funktionalen Betrachtungsmodells und dessen Interpretation verwiesen (Gerndt 1976).

Tolksdorfs Darstellungsmodell zerlegt einen Realisierungszusammenhang in seine Konstituenten und würde in dem hier nur oberflächlich skizzierten Betrachtungsmodell im zentralen Funktionsfeld, dem Aktualisationsfeld, seinen Platz finden. Das Darstellungsmodell kann deutlich machen, daß dem Volkskundler im allgemeinen gar *nicht die Funktion jedweder Objektivation* des kulturellen Lebens wichtig ist: ihn interessiert m. E. nicht die Funktion eines Nahrungsmittels, sondern die Funktion eines mit bestimmter kultureller Technik zubereiteten Nahrungsmittels, nämlich einer Speise, in der jeweiligen durch sozialen Raum und soziale Zeit konstituierten Verzehrssituation. Ihn interessiert — mit einem Wort — die Funktion der Mahlzeit, oder anders gesagt: die Funktion eines bestimmten Nahrungssystems. Wie somit Tolksdorfs Darstellungsmodell die in meinem

funktionalen Betrachtungsmodell zunächst nicht weiter hinterfragte Setzung „Objektivierung“ im Aktualisationsfeld beleuchten kann, scheint mir höchst aufschlußreich und bedeutsam. Umgekehrt dürfte das Betrachtungsmodell helfen, die Ernährung über das Objektivierungssystem hinaus als ein Funktionssystem genauer zu begreifen.

6. WISSENSCHAFTLICHER DISKURS

Kulturwissenschaftliche Ergebnisse bleiben stets an einen bestimmten Objektbereich und eine bestimmte Problemsicht gebunden. Diese These wird heute weit hin anerkannt und ist wohl richtig, aber nicht vollständig. Neben der Dialektik von Gegenstand und Interesse darf im wissenschaftlichen Prozeß ein entscheidendes Moment nicht unreflektiert bleiben: der *Lösungsweg*. Auch er geht in das Ergebnis ein. Methodische Verfahren sind auf ihrer technischen Stufe stärker an die zu untersuchenden Objektivierungen, auf ihrer theoretisch-prinzipiellen Stufe stärker an das jeweilige Erkenntnisziel gebunden. Doch die Auswahl und Verknüpfung verschiedener Methoden besitzt eine eigene Qualität. Man kann mit guten Gründen einen Standpunkt beziehen, von dem aus es vorrangig die Methodik ist, die die Relevanz wissenschaftlicher Ergebnisse entscheidend prägt. Jedenfalls bleiben Aussagen über den faszinierendsten Gegenstand und das brennendste Problem, wenn sie ohne hinreichende Methoden erlangt werden, bedeutungslos.

Tolksdorf verweist mehrfach auf Entscheidungen, die der *methodischen Strategie* stärker oder schwächer unterworfen sind. Wo etwa die Frage nach kulturellem Wandel im Hintergrund steht, muß die Beschreibungsbasis notwendig synchron sein. (Diachronie als Abfolge synchroner Schnitte aufzufassen — Abschnitt IX —, scheint mir vorerst zureichend, da uns die Eigenstruktur zeitlicher Abläufe noch weitgehend verschlossen ist.) Am Beispiel einfacher und komplexer Nahrungsmittel erläutert Tolksdorf (Abschnitt VII) die Entscheidungsmöglichkeit des Forschers, eine Modellkonstituente bereits als Systemelement aufzufassen oder sie in noch weitere Elemente zu segmentieren. Dabei sind sowohl das Erkenntnisziel als auch auf der Beschreibungsebene liegende Wertungen ins Kalkül zu ziehen. Anhand solcher Überlegungen zeigt sich abermals die hohe Bedeutung von Modellen, weil sie u. a. die exakte Thematisierung der einzelnen Forschungsabschnitte erkennen und den methodischen Weg insgesamt genau verfolgen lassen.

Ein wissenschaftliches Ergebnis für sich allein wird nur ausnahmsweise überzeugen; seine vollständige Aneignung vollzieht sich in der Regel durch wohlgeordnete Argumentation, die im Vermittlungsprozeß durchaus auch didaktische Momente enthält. Im *wissenschaftlichen Diskurs* suchen wir die Synthese kulturanalytischer Arbeit. Deren Rang bleibt allerdings abhängig von jenen Merkmalen, die allgemein das Niveau einer wissenschaftlichen Disziplin bestimmen: 1. vom Grad der Beschreibbarkeit der zu untersuchenden Probleme, 2. vom Operationalisierungsgrad der verfügbaren Methoden und 3. vom Formalisierungsgrad des Theorienmaterials. Zum ersten und zweiten Punkt liefert Ulrich Tolksdorfs Aufsatz wesentliche Beiträge; für die Europäische Ethnologie wird damit ein neuer Standard ihres wissenschaftlichen Selbstverständnisses anvisiert.

LITERATUR

- BAUMER, Iso
Strukturalismus. Fragen der Linguistik und Ethnologie an die Philosophie. In: *Civitas* 28 (1972/73), S. 230—241.
- BOUDON, Raymond
Mathematical models and methods. In: *Main trends of research in the social and human sciences*. Part one: Social sciences. (= New Babylon. 8.) Paris, The Hague 1970, S. 529—577.
- GERNDT, Helge
Kleidung als Indikator kultureller Prozesse. Eine Problemskizze. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 70 (1974), S. 81—92.
- GERNDT, Helge
Möbel als kultureller Wert. In: *Volkstümliche Möbel aus Altbayern*. Hg. vom Bayerischen Nationalmuseum. München 1975, S. 14—18.
- GERNDT, Helge
Vorüberlegungen zur Funktion des Rechts. Ein Betrachtungsmodell. In: *Das Recht der kleinen Leute. Festschrift für Karl-S. Kramer*. Hg. von Konrad Köstlin und Kai Detlev Sievers. Berlin 1976, S. 34—49.
- HAGGETT, Peter
Einführung in die kultur- und sozialgeographische Regionalanalyse. Berlin, New York 1973.
- TOLKSDORF, Ulrich
Ein systemtheoretischer Ansatz in der ethnologischen Nahrungsforschung. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* 4 (1972), S. 55—72.
- WATZLAWICK, Paul, WEAKLAND, John H., FISCH, Richard
Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. Bern, Stuttgart, Wien 1974.
- WEIZSÄCKER, Carl Friedrich von
Die Einheit der Natur. Studien. München 1971.

by KONRAD KÖSTLIN

ANALYSIEREN ODER VERSTEHEN?

1. *Essen*. Biologisch ist der Mensch wohl ein Allesesser. Die Auswahl dessen, was er dann tatsächlich verzehrt, ist aber kulturell bestimmt. Menschen verhungern im Angesicht von schlachtbaren Tieren, die ihre Kultur sie zu schlachten und zu essen hindert.

Wer bestimmt, daß wir mehrere Mahlzeiten am Tage zu uns nehmen müssen? Mit „hunger at fixed times“ hat Harald Hvarfner das Problem formuliert. Hunger mündet sozio-kulturell determiniert in eine physiologische Reaktion. Hunger wird in den Überflußgesellschaften erst auf dem Umweg über Kultur faßbar. Der „eigentliche“ Hunger wäre demnach deviant.

Essen ist Ausweg bei Problemen, dem Schokoladekonsum bei Pubertätsproblemen wird eine kompensatorische Funktion zugeschrieben. Hunger in Ausnahmesituationen (Tolksdorf hat es an den Schwangerschaftsgelüsten deutlich gemacht) illustriert, demonstriert und legitimiert die Ausnahmesituation der

Schwangeren. Will man es vereinfachen: Die besondere und von der Gesellschaft mit Respekt begabte Situation der Schwangeren wird illustriert durch deviantes Speiseverhalten. Auch dieses deviante Speiseverhalten freilich ist gesellschaftlich vermittelt, die Schwangerschaftsgelüste sind tradiert, die Devianz institutionalisiert.

Der „eigentliche“ Hunger widerspricht der Kultur ebenso wie das eigentliche Sättigungsgefühl. Erziehung verhindert ein „natürliches“ Sattsein: Was auf den Tisch kommt, wird gegessen. Der Teller muß leergegessen werden. Wenn alle aufgegessen haben, so ist dies das Ende des gemeinsamen Essens. Schönes Wetter wird versprochen, wenn Teller und Schüsseln leer sind. Der Löffel für die Oma und der für den Opa helfen, die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Die Beispiele sprechen manchem Hohn, was in Gegenwart oder Vergangenheit bei uns und anderswo subjektiv und objektiv an Hunger erlebt wurde. Führt das ausreichende Vorhandensein von Nahrungsmitteln — gemessen am kulturellen Standard — zu normalem Speiseverhalten, während die Mangelsituation Devianz signalisiert?

2. *Verstehen?* Wer Tolksdorfs Modell in der Praxis für Nahrungsforschung verwendet, wird mit ihm arbeiten können. In dem Modell sind die Fragen enthalten, die man an einen Gegenstand wie die Nahrung herantragen kann. Das Modell enthält also einmal den Katalog der Fragen, die zu stellen sind, und es stellt den Zusammenhang der verschiedenen Elemente dar, aus denen sich die Nahrung und ihr Konsum als sozio-kulturelles Phänomen zusammensetzt.

Die Problematik liegt weniger im Modell als in den Begriffen, die hier zu seiner Konstituierung geführt haben, vor allem in der Benennung eines „strukturalistischen“ Ansatzes. Gewiß ist die Verbindung von Strukturalismus und Funktionalismus apart und vielversprechend. Doch wird nicht recht deutlich, was bei diesem, heuristischem Zweck dienenden Modell als Aufgabe der strukturalistischen Betrachtung angesehen werden soll. So heißt es einmal, die Küche solle mit *strukturanalytischen* Methoden rekonstruiert werden, an anderer Stelle dagegen, das Ernährungssystem solle funktional *analysiert*, strukturalistisch aber *verstanden* werden. „Strukturalistisches Verstehen“ suggeriert mehr als Analyse, geht über die möglichen Leistungen eines als heuristisch verstandenen Modells hinaus, suggeriert eine Weltformel der Ernährung, von der freilich keine Rede sein kann, auch bei Tolksdorf nicht. Verstehen ist etwas anderes als analysieren. Der Unterschied liegt in Anspruch und Reichweite.

3. *Struktur oder Element?* Die Konnotationen der von Tolksdorf gebrauchten Begriffe können eine angemessene Rezeption des Modells verhindern. Der Begriff Struktur kann bereits ein Weltbild suggerieren, er impliziert den Begriff des Systems.

Die Struktur ist die Menge der die Elemente eines Systems miteinander verknüpfenden Relationen. Dies Systemverständnis zielt auf Kybernetik. Die Elemente eines solchen Systems haben dabei den Charakter von black-boxes. Von diesen black-boxes sind nur die inputs und die outputs sowie die Relationen zwischen ihnen bekannt. Die Elemente (S, M, T etc. bei Tolksdorf) treten also

nur als verändernde Elemente in Erscheinung. Sie bleiben dabei schwarz, unbekannt; sind sie es wirklich? So gesehen, ginge es mehr um die Strukturen, also um die verbindenden Relationen, nicht aber um die Elemente selber. In Tolksdorfs Ansatz aber werden die Elemente selber verändert, von den Strukturen, den Relationen der Elemente zueinander ist mit Recht nicht so viel die Rede. „Strukturalistische Nahrungsforschung“, der Titel dieses Aufsatzes ließe anderes vermuten.

4. *Modell oder Struktur?* Struktur und Funktion, strukturalistische und funktionalistische Ansätze werden mehrfach genannt. Das Modell, das strukturanalog (funktionsanalog) zum Modell eingesetzt wird, hat die Aufgabe, das Phänomen Ernährung in seinem Systemcharakter darzustellen. Es ist nicht ideelles Abbild. Das Modell dient der analogen Erfassung der Struktur, der Funktion und des Verhaltens des Originals. Doch die drei angesprochenen Dimensionen des Modells sind nicht gleichrangig und nicht gleichwertig. Funktionsanalogie impliziert zwar auch solche des Verhaltens, aber nicht notwendig solche der Struktur. Verhaltensanalogie muß aber weder zugleich mit Strukturanalogie noch mit Funktionsanalogie verbunden sein.

5. *Reichweite.* Wenn man dieses bedenkt und Struktur sowie bestimmte Kombinationen auch von Techniken in einen Zusammenhang bringt, der Tradition heißt — und damit menschlichem Einfluß unterliegt, dann erhält die Struktur eine weit weniger weitreichende Bedeutung. Sie wird dann auch — und dies ist ja ein häufiger Vorwurf gegen Strukturmodelle — historisch verstehbar. Historisch verstehbar nicht als ständig Vorhandenes und Zugrundeliegendes, sondern als das Wandelbare und nur in einem relativ kleinen historischen Zeitraum statisch Wirkende. Damit verliert der Begriff der Struktur seinen Weihecharakter, der ihm anhaftet, jene Tendenz zur Weltformel, die er suggeriert. Statt dessen wird er mehr bezogen auf konkrete historische Bedingungen und Zeiträume. Seine Reichweite wird geringer, sein Zugriff jedoch präziser. So verstanden, und das scheint mir bei Tolksdorf der Fall zu sein, gewinnt der an sich flache Strukturbegriff historische Tiefe. Mißverständnissen, die durch die einfache Nennung von „Struktur“ fast zwangsläufig auftreten, sollte man deutlich vorbeugen.

by MAX MATTER

Beeinflußt durch Talcott Parsons' strukturell-funktionale Theorie sowie die Arbeiten von Claude Lévi-Strauss und seiner Schule unternimmt Tolksdorf in starker Anlehnung an linguistische Vorbilder (taxonomischer Strukturalismus, transformationell-generative Grammatik) den Versuch, ein Modell zur Beschreibung und Erforschung des Ernährungsverhaltens zu entwickeln.

Das Zeichensystem ‚Sprache‘ als wesentlicher Teil der Kultur hat sich als einer systematischen Untersuchung gut zugänglich erwiesen und ist im Vergleich zu anderen Zeichensystemen hervorragend erforscht. Sprachwissenschaftliche Modellansätze auf andere Zeichensysteme, wie z. B. Verwandtschaft, Kleidung, Nahrung usw. — also auf den Objektbereich der Ethnologie — zu übertragen, hat sich bisher als fruchtbar erwiesen. Da mir für die weitere ethnologische Forschungsarbeit die Übernahme von Methoden und Ergebnissen aus der Linguistik, zumal wenn sie verbunden wird mit einer kritischen Überprüfung und Modifizierung, bedeutsam scheint, ist Tolksdorfs Vorhaben sehr zu begrüßen¹.

ZEICHENSYSTEM ‚SPRACHE‘ — ZEICHENSYSTEM ‚MAHLZEIT‘?

Zu fragen bleibt allerdings, ob dem Zeichensystem ‚Sprache‘ ein Zeichensystem ‚Mahlzeit‘ entspricht, oder ob ‚Mahlzeit‘ sich aus mehreren derartigen Zeichensystemen konstituiert. Obwohl ich Tolksdorfs Bemühen, die Verzehrsituation (die ‚soziale Situation‘) mit in sein Modell einzubeziehen gut heiße, glaube ich doch, daß eine direkte Übertragung von sprachlichen Strukturen auf solche der Ebene ‚Speisenkomplex‘ eher möglich ist. ‚Speisenkomplex‘ verstanden als normierte Abfolge von Speisen und Speisekombinationen wie sie zu einer bestimmten Mahlzeit realisiert wird, ist m. E. vergleichbar mit der sprachlichen Einheit ‚Satz‘. Tolksdorfs Modell scheint überhaupt die Tatsache wenig zu beachten, daß nicht nur eine Speise zu einer Mahlzeit eingenommen wird, sondern eine solche in der Regel aus mehreren Speisen besteht. Genauso wie ein für sich allein stehendes sprachliches Zeichen oft einen polysemen Charakter hat und erst sprachlicher und außersprachlicher Kontext es monosemieren, d. h. aus einer Signifikatsumme eine bestimmte Signifikatkollektion abtrennen, ist auch die einzelne Speise für sich allein gesehen mehrdeutig. In der Schweiz haben z. B. Ravioli je nach ihrer Stellung im ‚Speisenkomplex‘ andere Bedeutung und gehören einer, sozial gesehen, anderen Küche an. Einige, meist von Hand frisch zubereitet, evtl. auch im Feinkostgeschäft frisch oder tiefgekühlt gekaufte Ravioli in einer klaren Suppe gehören wie Ravioli als selbständige Vorspeise einer gehobenen, von Italien beeinflussten Küche an. Ravioli (meistens als Büchsenkonserven) als Hauptgericht, zusammen mit Salat und Brot serviert, gelten als einfache, wenig hoch bewertete

1. Diese kritische Betrachtung will sich vor allem mit dem empirischen Gehalt von Tolksdorfs Ansatz befassen. Eine Prüfung der Verträglichkeit von Parsons' strukturell-funktionaler Theorie mit dem Strukturalismus Lévi-Strauss' ist hier nicht beabsichtigt.

Speise aus der ‚Arbeiter‘-Küche. Käse als Hauptspeise (z. B. im schweizerischen ‚Hirtenland‘) oder als Dessert nach einem gepflegten Essen besitzt ganz verschiedene Bedeutungen. Erst wenn wir die übrigen Speisen, mit denen Ravioli (oder Käse) zusammen auftreten und wenn wir ihre Position in der Abfolge der Speisen kennen, ist es uns möglich, ihnen soziale Werte zuzuordnen. Dieses Beispiel zeigt, daß es nicht möglich ist, Nahrungsmitteln (und auch Techniken, s. u.) an sich bestimmte Werte zuzuweisen. Hier wird aber auch deutlich, daß eine Trennung in ‚einfache‘ — und ‚komplexe‘ Nahrungsmittel wesentlich ist und es meines Erachtens nicht angeht, wie Tolksdorf schreibt, „es im Einzelfalle der methodischen Strategie des Wissenschaftlers überlassen (bleiben kann), ob er es für seine Analyse als sinnvoll erachtet, ‚komplexe Nahrungsmittel‘ in ‚einfache Nahrungsmittel‘ und ‚Techniken‘ zu zerlegen.“

SYNCHRONIE — DIACHRONIE

Vorwürfen, strukturalistische Ansätze seien nicht in der Lage, Wandel zu erfassen und zu erklären, begegnet Tolksdorf, daß man „Diachronie (und damit das Erfassen des ‚kulturellen Wandels‘) als Folge verschiedener synchron beschriebener Systeme“ betrachten kann. Durch eine Folge von synchronen Schnitten ist aber der Prozeß des Wandels m. E. nicht zu fassen.

Daß sein Modell den Wandel nicht genügend erklären kann, zeigt auch sein Beispiel ‚Pommes frites‘. Die Technik ‚sieden in Fett resp. Öl‘ erfährt bei Tolksdorf eine hohe Bewertung. Aber die einstmalige hohe Bewertung hat sich inzwischen gewandelt. So war Fett bis zum Aufkommen von Pflanzenfetten und -ölen Mangelware, teuer und stellte so in den für Frituren notwendigen Mengen einen hohen Wert dar. Dies wirkte sich aus auf in Fett gesottene Nahrungsmittel. Heute ist Fett verhältnismäßig billig, und die Technik ‚in Fett sieden‘ hat ihre hohe Bewertung verloren; ja es hat sogar eine Umkehrung in Richtung weniger hoch bewertet (dickmachend = ungesund, schlechte Gerüche verbreitend) stattgefunden. Die in bestimmten sozialen Schichten noch zu beobachtende Hochschätzung von Pommes frites kann eher mit dem Nachwirken überkommener Wertvorstellungen und durch die Verzehrsituation erklärt werden. Pommes frites werden meist außer Haus, in Restaurants eingenommen (gerade auch wegen der Geruchsbildung). Restaurants bieten Pommes frites häufig an, weil sie heute, mit vorgefertigten Frites und in automatischen Friteusen, rasch und billig zubereitet werden können. Essen im Restaurant hat aber besonders in Unterschichtfamilien den Charakter des Außergewöhnlichen, Festlichen. Die hochbewertete Verzehrsituation wirkt auf die Bewertung der Speise.

SOZIALER BEZUG

Als besonders positiv empfand ich Tolksdorfs Bemühungen, die Verzehrsituation stärker als in manchen anderen Arbeit zur ethnologischen Nahrungsforschung mit ins Studium der Mahlzeiten einzubeziehen. Sein Postulat, das Essen und Trinken mehr als die Speisen und Getränke zum Untersuchungsgegenstand der Europäischen Ethnologie zu machen, möchte ich ausdrücklich begrüßen. Hier

muß aber bemerkt werden, daß Richard Weiss bereits in seiner „Volkskunde der Schweiz“ auf die Funktion der Nahrung hinwies. Man solle „vom Menschen ausgehend, zuerst die volkstümliche Einstellung zum Essen und Trinken und ihre Bedeutung für die volkstümliche Gemeinschaft belegen und (erst) zuletzt zur Sache, zu den Speisen und Getränken kommen“ (Weiss 1946: 128). Auf Tokarews Arbeiten, in welchen auf die kommunikativen oder segregativen Funktionen bestimmter Speisen hingewiesen wird, macht Tolksdorf in seinem Aufsatz selber aufmerksam. Interessant fand ich Tolksdorfs Hinweis auf die Wechselwirkungen von Speise und sozialer Situation (hier weist er tatsächlich über die vorgenannten Ansätze hinaus). Enttäuschend ist es allerdings feststellen zu müssen, daß er mit „Einbeziehung der sozialen Situation“ offenbar nicht eine Berücksichtigung der sozialen Bedingungen, der Menschen als soziale Wesen meint. Tolksdorf beschränkt sich auf „Kulturologie“, die soziale Komponente fehlt. Eine stärkere Berücksichtigung neuerer linguistischer Arbeiten hätte gezeigt, daß man auch dort versucht, über eine systemimmanente Beschreibung von ‚Sprache‘ hinauszukommen und die sozialen Bedingungen wieder stärker beachtet (Sozio-Linguistik, Pragmatik usw.).

MODELL ODER THEORIE:

FRAGEN NACH DEM EMPIRISCHEN GEHALT

Man fragt sich, wie Tolksdorf das Verhältnis zwischen Modellen und Theorien sieht. Tolksdorf spricht explizite immer nur von Modellen und verwendet auch einen großen Raum seiner Arbeit, um seine Modellkonstruktion vorzuführen und um auf die Beziehungen zwischen Modell und Wirklichkeit einzugehen, stellt uns aber keine verbal formulierte Theorien vor. Unter einem Modell verstehe ich in Anlehnung an Werner Fuchs ein wissenschaftliches Erkenntnismittel, eine symbolische, graphische Darstellung von Sachverhalten unter bestimmten Gesichtspunkten. „Die Konstruktion eines Modells erfolgt unter vereinfachenden Annahmen, die bestimmte Aspekte isolieren und damit der Analyse leichter zugänglich machen“ (Fuchs 1975: 452). Modelle als Versuch einer Abbildung der wesentlichen Elemente und ihrer Beziehungen untereinander können weder verifiziert noch falsifiziert, sondern lediglich daraufhin geprüft werden, wie gut sie in der Lage sind, die für die Betrachtung wesentlichen Elemente der Realität abzubilden. Modelle haben also deskriptiven Charakter. Deskription ohne vorangegangene Problemstellung und Vermutung (Hypothesenbildung) ist aber nach Karl R. Popper nicht möglich. Auch Tolksdorf scheint es um mehr als Deskription zu gehen, sieht er doch als Ziel seiner Arbeit „die normativen Operationsregeln (nach denen die einzelnen Elemente des Ernährungssystems miteinander verknüpft sind) herauszuarbeiten“. Tolksdorf scheint also doch an Regeln, an Gesetzmäßigkeiten, also an Theorien interessiert zu sein. Trotzdem stellt er uns ein in sich zwar geschlossenes (schönes) Modell vor, gibt uns aber keine empirisch nachprüfbaren Regeln.

Gegen Modelle, deren Annahmen nicht auf einen empirischen Sachverhalt, sondern auf bestimmte Modelleigenschaften, wie Darstellbarkeit, Geschlossenheit,

Eleganz usw. gewählt werden, hat Hans Albert den Vorwurf des Modell-Platonismus erhoben. Durch Bevorzugung der Modellbildung, des Gedankenexperiments gegenüber der Empirie wird nach Albert die Überprüfung von Aussagen unmöglich gemacht. „Durch die *ceteris-paribus*-Klausel und andere Manipulationen des Geltungsbereichs der Modelle wird eine Anwendung auf konkrete Fälle und damit eine empirische Falsifikation erschwert, so daß letzten Endes nur Aussagen über das jeweilige Modell nicht über die Realität vorliegen (Fuchs 1975: 453).

Tolksdorfs Modell, mit all den von ihm angebrachten Einschränkungen (oder vielleicht gerade wegen dieser Einschränkungen) ist allumfassend. Dies besticht, den empirischen Gehalt meine ich aber nicht hoch veranschlagen zu dürfen.

L I T E R A T U R

WEISS, Richard

Volkskunde der Schweiz. Zürich, Erlenbach 1946.

FUCHS, Werner u. a. (Hrsg.)

Lexikon zur Soziologie. 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1975.

by ARNOLD NIEDERER and REGULA EGLI-FREY

Ulrich Tolksdorf bestreitet, daß sich die Formen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Organisation konkret im Ernährungsverhalten widerspiegeln. Die Ursache für diese angebliche Nicht-Korrespondenz führt er auf den Zeichencharakter der Ernährung zurück. Ohne den Zeichencharakter der Nahrung in Zweifel zu ziehen, muß doch vor allem mit bezug auf vorindustrielle Gesellschaften festgehalten werden, daß deren Ernährungssystem in engster Abhängigkeit steht, d. h. daß man verzehrt, was man produziert. Nahrungsmittel, Zubereitungstechniken, Eß-Sitten haben keineswegs den arbiträren Charakter linguistischer Signifikanten. Das Widerspiegelungsmodell, das Tolksdorf mit Berufung auf die Untersuchungen von G. Wiegemann u. a. widerlegen will, darf nicht als direktes mechanistisch-kausales — etwa im Sinne des Vulgärmarxismus — aufgefaßt werden. Zweifellos ist Wiegemann zuzustimmen, wenn er schreibt, daß es nicht möglich sei, „vom Wandel der wirtschaftlichen Basis *direkt* (kursiv von uns) auf konkrete Folgen in den Speisen und Mahlzeiten zu schließen.“ Der von Tolksdorf erwähnte Geschmacks-Konservatismus spricht nicht gegen ein dialektisch konzipiertes Widerspiegelungsmodell, das die geschichtliche Entwicklung der

Prof. Dr. Arnold Niederer, Hofwiesenstraße 63, CH—8057 Zürich.

Regula Egli-Frey, lic. phil., Ethnologisches Seminar der Universität Zürich, Rämistraße 44, CH—8001 Zürich.

nahrungsproduzierenden und nahrungskonsumierenden Gesellschaft mit ihren Kulturfixierungen und Kulturretardierungen berücksichtigt. Das gesellschaftliche Phänomen des Nahrungsverhaltens (Nahrungsmittel, Zubereitungsart, Eß-Sitten) ist primär aus seinem geschichtlichen Werden und nicht, wie Lévi-Strauss behauptet, aus ein für allemal gegebenen, dem menschlichen Geist inhärenten Denkstrukturen zu verstehen. Tolksdorf bemerkt denn auch, daß Lévi-Strauss „hinter den Strukturen des Ernährungssystems weniger die konkreten ‚sozialen Beziehungen und Funktionen‘, sondern anthropologisch-universelle, allgemeingültige Bedingungen des menschlichen Geistes aufdecken will“.

Auf der Ebene seines Modells jedoch fordert Tolksdorf bei allen Konstituenten eine Aufstellung binärer Oppositionen, ohne diese Forderung näher zu begründen. Der Sinn dieser Forderung ist auch nicht einsehbar, da der Zusammenhang zwischen den Konstituenten nicht strukturalistisch in Homologien, sondern in „Relationen und Abhängigkeiten“ gesucht wird. In dieser methodischen Unsicherheit und in den angeführten möglichen binären Oppositionen zeigt sich die grundsätzliche Problematik der Übertragung einer Methode, die für primitive Gesellschaften entwickelt wurde, auf die Verhältnisse einer komplexen Industriegesellschaft. Während sich die durch Knappheit der Ressourcen bedingte relative Einheitlichkeit des Nahrungsverhaltens primitiver Gesellschaften verhältnismäßig leicht in überschaubare Merkmale auflösen läßt, ist dies in komplexen Gesellschaften kaum mehr möglich. Die von Tolksdorf ausgewählten Kategorien erscheinen uns willkürlich. Den von Lévi-Strauss für sein berühmtes „kulinarisches Dreieck“ (Lévi-Strauss 1965: 19—29) verwendeten Oppositionen mit bezug auf die Zubereitungsart (gebraten, geräuchert, gesotten) mag bei primitiven Stämmen durchaus eine Code-Funktion zukommen, doch ist es fraglich, ob diese Oppositionen in der Zubereitungsart bei komplexen Gesellschaften wie der unsrigen noch von Bedeutung sind, oder ob nicht anstatt der „Gebratenheit“ und der „Nichtgebratenheit“ die Qualität bzw. der Preis des Fleisches oder die Anzahl der Gänge bei den Mahlzeiten signifikant ist. Tolksdorf ist sicher beizupflichten, wenn er meint, daß die Nahrungsmittel Bedeutungsträger zur sozialen Differenzierung seien, doch sind, um dies festzustellen, strukturelle, sich jeder historischen Dimension verschließende Analysen im Sinn von Lévi-Strauss nicht geeignet.

Die Zerlegung kultureller Verhaltensweisen komplexer Gesellschaften in Begriffspaare, welche die Analyse auf je zwei entgegengesetzte Möglichkeiten beschränken, bedeutet nicht nur eine für die empirische wie die theoretische Arbeit unnötige Beschränkung der Wahrnehmung, sondern auch eine Verzerrung der Wirklichkeit. Dies zeigt sich in Tolksdorfs Aufsatz über „Grill und Grillen“ (Tolksdorf 1973: 113—133). Dort kommt der Verfasser mittels der Korrelationen

Grillen im Freien (Natur)	:	Mann	:	öffentlich
Grillen im Hause (Kultur)	:	Frau	:	privat

zu der Erkenntnis (S. 121), daß der Mann dem öffentlichen und die Frau dem privaten Bereich zugeordnet sei. Hier wird eine triviale Tatsache aufgrund von anfechtbaren, weil nicht eindeutig verwendeten Begriffen „bestätigt“. Bei der Erwähnung des Freiluft-Grillens (S. 117) bezieht sich „öffentlich“ auf eine nicht

näher spezifiziertere Verzehrsgemeinschaft. Später (S. 124) heißt es dann, das Grillen im Freien sei vor allem für Parties junger Leute, das Grillen zu Hause für den Familienkreis bestimmt (S. 125). Dies ist jedoch eine Verallgemeinerung, die einer empirischen Nachprüfung kaum standhalten dürfte. Der sonntägliche Grill-Familienausflug ist vermutlich mindestens so verbreitet wie die Grill-Party im Freien; andererseits gibt es Grill-Gerichte (sogenannte Kulturgrills), die im Hause — manchmal von den Gästen selbst — zubereitet werden. Wie kommt Tolksdorf (S. 127) dazu, „Garten, Schrebergarten und Balkon“ unter die öffentlichen Orte zu subsumieren, wo doch gerade die Privatisierung dieser „erweiterten Wohnungen“ durch Hecken, spanische Wände usw. offensichtlich ist? Durch letztere Tatsache wird aber der Satz (S. 127 unten) fragwürdig, wo Tolksdorf schreibt, die Küche sei nur dort Hobby des Mannes, wo das Merkmal der Öffentlichkeit erhalten geblieben sei. Die strukturalistische Analyse kommt, besonders wenn es um relativ schwach institutionalisierte Verhaltensweisen geht, selten ohne solche Verzerrungen der Wirklichkeit aus (Makarius 1973: 188, 323). Man kann einwenden, daß es sich um Modelle, gewissermaßen um Ideal-Typen handelt, die nicht mit der Wirklichkeit selbst verwechselt werden dürfen. Gewiß, aber sie sollten ihr nicht kraß widersprechen. Die kulturellen Verhaltensweisen lassen sich nicht auf (oft genug willkürlich ausgewählte) binäre Oppositionen reduzieren, die weniger die Struktur der Wirklichkeit als (unhistorisch verstandene) Antinomien des menschlichen Geistes ausdrücken. Verhaltensmuster sind zum Teil durch Vergangenes strukturiert und bringen ihrerseits wieder einen neuen Zustand aus sich hervor. Was die heutige Ernährungsweise — vor allem in den Großstädten — betrifft, wird sie in hohem Maße von Faktoren beeinflusst, deren Wirkung sich nicht in den gleichen „Oppositionen“ niederschlagen kann wie in primitiven Gesellschaften. Propaganda, Warenästhetik, ernährungsbiologische Erkenntnisse und deren Verbreitung durch die verschiedenen Massenmedien erzeugen syntagmatische Terme von Kalorien, Vitaminen, Kohlehydraten, Proteinen — unabhängig davon, ob diese nun in Weizenkeimen, gebratenem, gesottenem oder geräuchertem Fleisch oder in Spinat stecken.

Tolksdorf bemüht sich in seinen Analysen, immer wieder Bezüge zur konkreten gesellschaftlichen Realität herzustellen, d. h. Struktur und Funktion zu berücksichtigen. Dies geht offenbar auf Kosten der „Reinheit“ der strukturalistischen Analyse, dürfte jedoch sinnvoll sein. Sobald man nämlich die Struktur von der Funktion trennt, gelangt man zu einem rein formalistischen Strukturalismus, der auf die Erforschung der allgemeinen Denkstrukturen ausgerichtet ist, die man in allen sozialen und kulturellen Formen finden kann und die von den historischen Veränderungen überhaupt nicht berührt werden (Goldmann 1952). Ohne die Existenz solcher fundamentaler Normen und den heuristischen Wert ihrer Erforschung zu leugnen, können wir als Ethnologen weder vom Problem des historischen Wandels noch von den regional und sozial determinierten Inhalten der Kultur absehen.

Tolksdorf, dem wir eine bemerkenswerte Untersuchung über „Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen“ verdanken, stellt für den zweiten Teil dieser

Arbeit eine Zusammenschau des gesamten Ernährungskontextes sowie einen Vergleich mit anderen kulturellen Objektivationen (Sprache, Brauchtum) in Aussicht (Tolksdorf 1975: 323). Bei einem solchen Vergleich verschiedener Inhalte, die in morphologischer Hinsicht ähnlich sein können, dürfte die synchronisch-strukturalistische Betrachtungsweise gute Dienste leisten.

L I T E R A T U R

- GOLDMANN, Lucien
Sciences humaines et philosophie, Paris 1952, *1966.
- LÉVI-STRAUSS, Claude
Le triangle culinaire. In: *L'Arc*, Nr. 26, 1965, S. 19—29.
- MAKARIUS, Raoul u. Laura
Structuralisme ou Ethnologie. Editions Anthropos, Paris 1973.
- TOLKSDORF, Ulrich
Grill und Grillen. Oder: Die Kochkunst der mittleren Distanz. Ein Beschreibungsversuch. In: *Kieler Blätter für Volkskunde*, Bd. 5, Kiel 1973, S. 113—133.
- TOLKSDORF, Ulrich
Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen. Teil 1 (= Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Bd. 13), Marburg 1975.

by S. A. TOKAREV

Obwohl ich nicht ganz verstehe, wodurch eigentlich die plötzliche Belebung des Interesses der Ethnographen vieler Länder für die Erforschung der Volksnahrung hervorgerufen ist (s. *Ethnologia Europaea* V, 1971; *Ethnologia Scandinavica* 1971, u. a.), kann ich diese Tatsache nur gutheißen. Es ist zu wünschen, daß die Forschungen nach koordinierten Programmen durchgeführt werden, und — was das wichtigste ist — daß eine Ideengemeinschaft hinsichtlich der *Endziele* der Nahrungsforschung erreicht wird; ich meine sowohl wissenschaftliche, wie auch praktische Ziele.

Ulrich Tolksdorf ist bestrebt, die Anwendung der strukturalistischen Methode auf die Nahrungsforschung zu erörtern. Aber der „Strukturalismus“ ist ein nicht ganz klarer Begriff und wird von verschiedenen Wissenschaftlern verschiedentlich aufgefaßt. So ist z. B. der „französische“ Strukturalismus von Lévi-Strauss anders als der „englische“ Strukturalismus von Evans-Pritchard und seinen Kollegen. Mir persönlich scheint der „englische“ Strukturalismus nützlicher zu sein, denn er geht vom Begriff des „Ganzen“ aus (Gesellschaft, Kultur, Volk als ein Ganzes, als ein System) und betrachtet die Strukturverhältnisse seiner Teile in ihren Wechselbeziehungen. Was den „französischen“ Strukturalismus anbelangt, so scheint mir dessen erkenntnismäßiger Wert viel geringer zu sein, denn sein Hauptvertreter Lévi-Strauss ist geneigt, *einzelne* Gebiete des Gesellschafts- und Kultur-

Prof. Dr. S. A. Tokarev, Institut für Ethnographie, D. Uljanowstr. 19, Moskau B-36/UdSSR.

lebens (z. B. Verwandtschaft, Mythologie, Küche usw. als *selbständige* Systeme zu betrachten. Zwar finden wir bei Lévi-Strauss stellenweise interessante, sogar glänzende Ideen und Verallgemeinerungen; aber im ganzen genommen verurteilt seine Methode den Forscher zu einem rein formellen Begriffsspiel — binäre Oppositionen, Begriffsdreiecke usw. — oder zum Suchen eines vermeintlichen abstrakt-ideellen „Mythus“, dessen einzelne Elemente bei einzelnen Völkern der Erde abgesondert zutage treten sollen.

Tolksdorfs Einstellung gegenüber der ethnographischen Nahrungsforschung kann man als im Grunde richtig anerkennen —, obwohl er sie nicht bis zum Ende durchführt und obwohl sein Aufsatz mit etwas verschwommenen Überlegungen überladen ist. Unbedingt richtig ist seine wiederholte Behauptung, daß die Nahrung ein Teil der menschlichen Kultur ist, daß sie folglich kulturbedingt und historisch vermittelt ist, daß die Ernährung ein „sozio-kultureller“ Vorgang ist, daß untersucht werden muß, „wonach der Mensch beim Essen und Trinken tatsächlich strebt“. Er hat recht, wenn er — G. Wiegmann folgend — das „Mahlzeitsystem“ für das Hauptobjekt der Nahrungsforschung hält.

Man kann auch Tolksdorfs allgemeiner Auffassung des Strukturalismus beipflichten; er drückt sie in einer gelungenen Formel aus: „ein Teil ist nicht ohne das Ganze zu verstehen“. Der völligen Klarheit wegen, könnte man zwei Ergänzungen dieser Formel hinzufügen: einmal, daß sowohl das „Ganze“, als auch die „Teile“, als historisch bedingt betrachtet werden müssen; und zum anderen, daß es unter den „Teilen“ einerseits primäre und wesentliche, andererseits sekundäre und unwesentliche gibt. So wurde die Sache von Karl Marx aufgefaßt.

Aber obwohl der Verf. die Hauptaufgabe ganz richtig sieht — die Volksnahrung als einen Teil des Gesellschaftslebens zu untersuchen —, geht er in dieser Hinsicht nicht bis ans Ende. Er läßt den *Menschen*, als Subjekt jedes kulturellen, somit auch des „Nahrungs“-Verhaltens irgendwie im Schatten. In seiner Formel der Nahrungsuntersuchung — „was? wie? wann? wo?“ — fehlt das fünfte und wichtigste Glied: „wer?“ Es fehlt hier der Mensch. Und nicht als ein abstraktes Menschenwesen, sondern als eine konkrete, bestimmte Menschengruppe, die ißt und trinkt, die an einer gegebenen Mahlzeit teilnimmt — im Gegensatz zu anderen Menschengruppen, die nicht an dieser Mahlzeit teilnehmen können, dürfen oder wollen. Deshalb bleibt die eigentliche soziale Seite der Nahrung — als eines Integrations- bzw. Segregationsfaktors — nicht erschlossen. Der Mensch fehlt auch in dem graphischen Schema, das an sich zwar interessant, aber nicht vollständig ist.

Es ist wahr, daß Tolksdorf diese Frage stellenweise berührt (wer mit wem ißt usw.). Aber er stellt den Menschen nicht in den Mittelpunkt der Untersuchung. Dennoch ist die Ethnographie eine Wissenschaft vom Menschen — nicht von Sachen!

Beiläufig gesagt, möchte ich hier ein Mißverständnis klären. Indem er mit mir polemisiert, führt Tolksdorf ein Zitat aus meinem Aufsatz (Tokarev 1971: 301) an: „die Nahrung, die die Menschen vereinigt, und die Nahrung, die sie trennt“ — und er deutet es so, als ob ich Nahrungsgattungen, welche die Menschen ver-

einigen, anderen Nahrungsgattungen, welche sie trennen, gegenüberstelle. Es ist aber nicht so. Wenn man die angeführten Worte nicht aus dem Kontext reißt, dann sieht man klar, daß es sich hier nicht um irgendwelche Gegenüberstellungen handelt: Integration und Segregation sind zwei untrennbare Seiten derselben Erscheinung. Der Gebrauch einer bestimmten Speise vereinigt diejenigen, die sie essen, und trennt sie von denen, die sie nicht essen —, aus welchem Grunde das auch geschehe, ob kraft eines religiösen Verbotes, durch Standes-Vorurteile, wegen der Kosten usw.

Obwohl der Verf. Lévi-Strauss ab und zu kritisiert, entlehnt er doch vieles von ihm. Und wirklich findet man bei Lévi-Strauss manchen interessanten und fruchtbaren Gedanken über die Nahrung: z. B. seine scharfsinnige Einteilung der Speisen in „Endo-Küche“ und „Exo-Küche“. Aber der Verf. sollte nicht die fruchtlose Tendenz aus derselben Quelle entlehnen — die Tendenz, überall eine „Dichotomie“ zu suchen. Daraus folgen kaum nützliche Ergebnisse; darin äußert sich nur der abstrakt-formalistische Arbeitsstil von Lévi-Strauss —, welcher auch diesen Forscher mitunter in eine erkenntnismäßige Sackgasse bringt. So z. B. wenn Lévi-Strauss eine „Analogie“ sieht zwischen dem „kulinarischen Dreieck“ (cru—cuit — pourri) und „phonetischen Dreiecken“ (k-p-t und a-i-u) (Lévi-Strauss 1965: 19—20); dazu auch ein „Lebens-Dreieck“ (Leben — Tod — Schlaf) (Lévi-Strauss 1962: 314). Ein anderes seltsames Beispiel: das Kochen im geschlossenen Kessel — „ein Symbol der kosmischen Gänzlichkeit“ (!) (Lévi-Strauss 1965: 24).

Noch eine Randbemerkung: Tolksdorf hält die in der ethnographischen Wissenschaft allgemein anerkannte Einteilung der Kultur in zwei Bereiche — materielle und geistige Kultur — für irrig, weil die Nahrung, die der materiellen Kultur angehört, gleichzeitig eine gewisse Information trägt und somit zu den „geistigen Gütern“ gehört. Dieses Argument ist nicht überzeugend. Wir teilen die gesamte Kultur in materielle und geistige je nachdem, ob sie materielle oder geistige Bedürfnisse des Menschen befriedigt. Aber selbstverständlich gibt es Gegenstände, die beide Funktionen tragen: so z. B. kann ein Baudenkmal zugleich den materiellen Zwecken dienen (als Wohnhaus) und den geistigen (als Kunstdenkmal).

Auf das wichtigste und sehr komplizierte Gebiet der mit der Nahrung verbundenen Volksbräuche, Riten und Glaubensvorstellungen und deren Erforschung kann ich hier wegen Raummangels nicht eingehen. Übrigens berührt Tolksdorf dieses Gebiet auch fast nicht.

Zum Schluß möchte ich zwei Wünsche aussprechen:

1. Daß die Forscher eines so wichtigen Elementes des Menschenlebens, wie der Nahrung, niemals — bei allen strukturalistischen Konstruktionen und Klassifizierungen — die Hauptziele vergessen, die erkenntnismäßigen und die praktischen. Das wissenschaftliche Hauptziel besteht in der Erkenntnis der sozialen Rolle und aller sozialen Vermittlungen der Nahrung; das praktische im Kampfe gegen den Hunger und gegen alle Vorurteile (soziale, psychologische, religiöse, politische), die den hungrigen Mensch vom Brot trennen.

2. Daß ein ähnliches wissenschaftliches Interesse auch anderen Bereichen der materiellen Kultur zuteil wird — namentlich der Kleidung, die noch mannigfaltigere und kompliziertere Probleme verbirgt.

LITERATUR

LÉVI-STRAUSS, Claude

1962: *La pensée sauvage*. Paris.

1965: *Le triangle culinaire*. In: *L'Arc*, 26.

TOKAREV, S. A.

1971: Zur Methodik der ethnographischen Erforschung der Nahrung. In: *Studia ethnographica et folkloristica in honorem Béla Gunda*. Debrecen.

by INGEBORG WEBER-KELLERMANN

U. Tolksdorf hat die Vorteile einer strukturalistischen Interpretationsmethode für ethnologisches Material klar herausgearbeitet. Dabei muß deutlich bleiben, daß Strukturalismus als Arbeitsmethode verstanden wird und nicht als Ideologie. Wenn es Tolksdorf gelungen ist, eine Reihe von Fachkollegen zur Erprobung dieser Methode für ihr Material zu motivieren, so wäre das ein großer Erfolg. Denn nicht nur viele Ethnologen selbst, sondern auch ihr Publikum sind der deskriptiven Aufzählungen schon lange überdrüssig. Immer drängender wird die Frage nach dem „Warum“ der Kulturzusammenhänge und -prozesse. Hier führt die Arbeitsmethode des Strukturalismus auf einen gangbaren Weg, der die Erkenntnis von Beziehungssystemen zwischen den Erscheinungen zum Ziele hat.

Vielleicht sollte man, um sich mit der strukturalistischen Methode zu befreunden, mit der Aufdeckung solcher Beziehungssysteme beginnen.

Vor mir liegt ein umfangreiches Faktenmaterial über die Ernährungssituation in einem mehrsprachigen Dorf im südlichen Ungarn (Donauschwaben, Ungarn und Slowaken), das ich in den Jahren 1956—1958 an Ort und Stelle und dann bei umgesiedelten Bewohnern des Dorfes in Sachsen gesammelt habe. Es handelt sich um das Dorf Mözs (Komitat Tolna), das ca. 2 300 Einwohner hatte, von denen die Hälfte Deutsche, die andere Hälfte Slowaken und Ungarn waren. Alle überspannte der großen Bogen des gemeinsamen katholischen Glaubens und religiösen Brauches, der in mancher Hinsicht bestimmender für sie war als Fragen der Nationalität und Sprache. Die Schulverhältnisse wechselten, — im allgemeinen war Ungarisch die Unterrichtssprache mit Deutsch als Unterrichtsgegenstand. Die Berufsstruktur des Dorfes und das soziale Bewußtsein war überwiegend bäuerlich, wobei der Besitz von Weingärten am nahen Szekszárd-er Berg eine große Rolle spielte.

Der erste Schritt der strukturalistischen Methode wäre nun die Segmentierung dieses Materials aufgrund von Oppositionspaaren, die man als „Wir — und die Anderen“ formulieren könnte.

WIR

1. Donauschwaben

Kochrezepte ziemlich ähnlich;
Fleischgerichte vor allem: stark gewürztes „Paprikasch“
aus Fleisch, Huhn, Fisch usw.;
Gemüse wurde außer Weißkohl, Kraut, Möhren, Gurken,
Zwiebeln usw. wenig zubereitet; grüne Erbsen, Blumen-
kohl kaufte man beim Gärtner;
Rindsuppen; viele Arten von Suppen (slowak.)
Kartoffeln galten fast als Gemüse-„Zuspeis“.

Backrezepte waren etwas mehr unterschieden, aber im
ganzen auch ziemlich einheitlich;
so galten z. B. „Spritzkräppel“ als Mözser Dorfspezialität
(gegenüber dem Nachbardorf Kakasd)
Alle aßen Weißbrot

Schlachten

Borsten werden abgesengt
Alles übrige ziemlich ähnlich.

Borsten werden mit Stroh abgebrannt

2. Reiche im Dorf

Arme im Dorf

(ohne Berücksichtigung der nationalen Zugehörigkeit)

schaften einen „Deutschländer“ Spar-
herd schon vor dem 1. Weltkrieg an;
essen Fleischgerichte außer Freitag
(Fasttag) und Samstag;
Suppen selten;
Kartoffelgerichte selten;

trinken zum Frühstück Milchkaffee;
zu jedem Mittagsmahl Wein;
essen nur Weißbrot (Weizen);

essen Maisgerichte selten: z. B. ge-
kochten Mais mit Butter;
häufig Mehlspeisen;
schlachten mehrmals im Jahr.

kochten noch lange auf dem aufge-
mauerten Herd;
essen Fleischgerichte höchstens am
Sonntag;
Suppen häufig;
Kartoffelgerichte häufig, z. B. „Flut-
ten“;

trinken zum Frühstück schwarzen
(Gersten-) Kaffee; Wasser;
essen Schwarzbrot (d. h. etwas Rog-
genmehl beigemischt);
Brot von Kukuruzmehl;
essen Mamaliga u. a.
selten Mehlspeisen;

kommen zum Schlachtfest auf den Hof
der Reichen und erhalten
Wurstbrühe und die Milz.

DIE ANDEREN

Ungarn und Slowaken

3. <i>Ausgesiedelte Ungarndeutsche</i> (katholisch)	<i>einheimische sächsische Bevölkerung</i> (evangelisch)
beten bei Tisch; essen Kartoffeln nur gezwungenermaßen (viele Klagen) bessere Rezepte für Kartoffelspeisen, z. B. Flutten! wenn möglich, weißes Brot; backen feinen Käs-Strudel; kochen viel besser nach der guten „ungarischen“ Küche; „Mehlspeis (viele Arten von Nudeln), Paradeissuppe, Fleischsuppe, Paprikas; überall Nudeln' nein oder kleine Knödel ...“ haben Kühe mit Kukuruz gefüttert und mit Kartoffeln, dann geben sie mehr Milch; haben Schweine mit Kukuruz gefüttert, dann haben sie festen Speck!	beten nicht bei Tisch; essen 3mal so viel Kartoffeln! immer gekochte Kartoffeln! Schwarzbrot; backen trockenen „Quarkkuchen“; „die Deutschen können ja nicht kochen! Ich mag das Pappibreiha-gapappi nicht essen, was die zusammenpanschen; die kochen einen großen Topf und essen davon den ganzen Tag!“ füttern Kühe mit Rüben! füttern Schweine nur mit Kartoffeln; kein guter Speck!

Schon diese verkürzte und vereinfachte Strukturierung vermittelt sofort sehr wichtige Einsichten: die Opposition 1 erweist sich als nicht besonders ergiebig, obgleich ich speziell nach solchen Gesichtspunkten der nationalen Unterscheidung gefragt hatte. Vielmehr haben sich die Nahrungsgewohnheiten im Laufe der Jahrhunderte des Zusammenlebens offenbar sehr aneinander angepaßt, wozu noch die Gemeinsamkeiten österreichischer Backkunst beitragen.

Anders ist es mit der Oppositionsgruppe 2, die entscheidend für bäuerliches Denken und Weltverständnis des Dorfes war. Reich zu sein gilt als Ergebnis von bäuerlichem Fleiß und Sparsamkeit, und das drückt sich deutlich in den kulturellen Zeichen auch der Nahrungsgewohnheiten aus. Der Platz von „Reich-sein“ in der Stellenwertskala der Dorfstruktur wird also durch die zahlreichen Merkmale eines solchen Oppositionspaares sehr deutlich festgelegt. Diese Unterscheidung ist wichtig in der inneren Logik des Dorfdenkens —, wichtiger als die nationalen Unterschiede.

In den Merkmalen der Oppositionsgruppe 3 dokumentiert sich die Wandlung des Bewußtseins: der Signifikant „ungarische Nahrungsrezepte“ im Sinne von „gut kochen können“ steht für das Signifikat „Selbstwertgefühl als donauschwäbische Gruppe“ gegenüber den „Deutschen“.

Wenn man also davon ausgeht, daß „Selektion“ und „Anordnung“ die beiden Grundoperationen jeder Sprache sind, und wenn man entsprechend Verhaltensweisen als Zeichen- und Handlungssprache im Sinne der Kommunikationsforschung definiert, so ergibt sich sogleich ein spezifisches Verständnis für solche Ab-

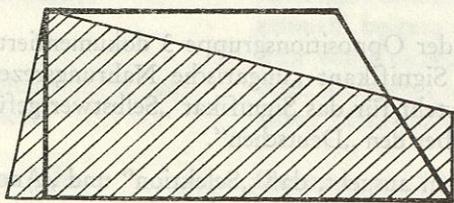
läufe. Sie bestehen aus Invarianten oder Elementen, bilden jedoch keine abstrakte Summe, d. h. die Stellung der Elemente zueinander ist nicht beliebig austauschbar. Sie sind vielmehr zu einem strukturalen System geordnet, das durch die Beziehungen der Elemente untereinander bestimmt ist. Und diese Beziehungen wiederum folgen der jeweiligen historischen sozial-ökonomischen Situation, in der sie stattfinden.

Da ich selbst seit längerer Zeit versuche, neu gesammeltes wie auch älteres Material nach strukturalistischer Methode zu analysieren und damit seine „Sprache“ zu verstehen¹, erscheint mir Tolksdorfs Aufsatz willkommen und begrüßenswert, Was für viele Vertreter der Europäischen Ethnologie in der Bundesrepublik noch neu und fremd zu sein scheint, ist in anderen Ländern schon lange geübte erfolgreiche Arbeitsmethode (z. B. Mihai Pop, Bukarest oder Vilmos Voigt, Budapest). In Marburg befindet sich ein Sammelband in Vorbereitung, der die Erprobung der strukturalistischen Interpretationsmethode an europäischem ethnologischem Material zum Inhalt hat (hrsg. von Mihai Pop und Ingeborg Weber-Kellermann).

1. Weber-Kellermann, Ingeborg: Der Geist des Flachses. Versuch einer strukturalistischen Analyse aus dem Mannhardtmaterial von 1865. In: *In memoriam Antónia Jorge Dias*. II, Lisboa 1974, S. 423—441; dies.: Weihnachtsbräuche als Akte binnenfamiliärer Kommunikation. In: *Direkte Kommunikation und Massenkommunikation*, Kongreßband, Tübingen 1976 (im Druck); dies.: Familie (Hochzeitsbräuche), in: Annemie Schenk und Ingeborg Weber-Kellermann: *Interethnik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats*. Marburg 1973, S. 114 ff.

by ROGER L. WELSCH

How can the disjuncture of two figures be succinctly described in such a way that the reader could inevitably and accurately reproduce the two? Not easily. Perhaps not at all, in practical terms. That dilemma of description of complex, multi-dimensional phenomena is one that confronts Dr. Tolksdorf in his effort to create a behavioural model for foodways and one that confronts me in my efforts here to deal with his problems with that attempt.



Within a synchronic spatial model and a diachronic narrative he has tried to devise a system encapsulating the character of foodways in social context; within a lineal, sequential text and with the help of the two-dimensional drawing above I am trying to deal with a critique of Dr. Tolksdorf's thesis. Both efforts serve some purpose and yet both fall hopelessly short of being adequate to the task.

First, it must be stated that I admire Tolksdorf's effort and ingenuity. It is through courageous and rigorous essays like his that new ideas in scholarship are formulated and tested. It is rare and again courageous that a scholar invites open and concerted discussion of his ideas. And it must be noted that my own arguments with the essay are not so much with Tolksdorf's concept as with the processes of conceptualization to which he and most other folklorists and ethnologists have fallen prisoner.

Tolksdorf and I are in fundamental agreement in regard to the importance of foodways as a complex within a context as opposed to the view of the recipe book school that regards foodways as items for cataloging and comparison. A recipe, for example, of Omaha Indian frybread is of use or interest only as the food's role within a nutritional system, as a part of a social economy, as a profound cultural symbol, and as a poverty expedient. Any study of Plains Indian frybread apart from such considerations would be considerably diminished in its value; indeed, any study would be diminished in its value by the omission of any one of these factors.

This is not to say that foodways constitute the only key to culture but they do offer a vital and necessarily continuing access to culture because of the ephemeral quality of the individual items within the absolute requirement for a continual production program; that is, individual loaves of bread are constantly being consumed or discarded but the idea and context of bread are being regenerated again and again and again. Moreover, while cultures may expend various amounts of energy in different cultural directions — some cultures giving little energy to riddles but great energy to myths, some concentrating on the jest or legend while virtually ignoring the myth — no culture can ignore a fairly complex basic performance of foodways. Furthermore, food forms do tend to display some constancy from culture to culture so that the thrust of cultural variation and therefore the most fruitful basis for our investigations lies in foodways, the custom, belief, literature, context, and dynamics of food.

It is clear that foodways are inseparably intertwined with all of the other expressions of traditional culture, that foodways studies are inseparably blended with all of the other dimensions of folklore studies, that folklore studies are an inseparable part of other areas of cultural studies.

Having conceded those points of agreement, I would like to deal specifically with two fallacies of contemporary technology that plague virtually every level of the social sciences and which are reflected in Tolksdorf's paper.

The first fallacy dominates virtually every facet of American technology and social science. Its implications and manifestations are far reaching and pervasive.

It is the Fallacy of The Solution. A series of assumptions underlie and lead to the Fallacy of The Solution; that they seem contradictory is not an error of this writer but rather of the logic leading to and emanating from the fallacy; articles of faith are rarely shaken by manifest contradictions, as any folklorist or ethnologist has ample evidence:

1. Every problem has a solution.
2. Every problem has one solution.
3. All solutions are equal.
4. A new solution is better than an old one.
5. Reduction to patterns is a solution.

The second fallacy is the result of groundless faith in synchronic presentation. It is the Fallacy of the Discrete Definition. File drawers, encyclopedia entries, class descriptions in school catalogs, and academic department assignments have required arbitrary categorization and delineation, which is, I admit, a necessary operation. Indeed, I see this as a fundamental characteristic of language, the ultimate categorization. The fallacy lies however in the consequent obverse conclusion that the differentiation that was originally made arbitrarily then constitutes a reality. It is this very confusion of function and principle, symbol and reality so reminiscent of the humor of Mark Twain or Lewis Carroll that has plagued folklore studies for nearly a hundred years¹.

This takes us back to my introductory words, that food, foodways, and folklore are inextricably blended into contexts. When we momentarily ignore the very real fact that there are no discrete boundaries between cultural phenomena and establish such borders for the purpose of delineating file contents, encyclopedia entries, class descriptions, or departmental hegemonies, we cannot then mistake such *ad hoc* manipulations for images of reality.

What, I am asked again and again by colleagues and students, is the difference between history and folklore, or literature and folklore, or anthropology and folklore? The differences, it must be realized (especially by the formulators of the definition), exist within the spans between the centers of the materials under study and the disciplines applying the definitions. There are materials everyone agrees constitute grist for the historical mill and similarly there are materials that unmistakably folklore, and the differences between central conceptualizations of the rubrics constitute the real differences between the categories. Any supporters of a definition who give or believe the illusion that its arbitrary borders constitute substantial partition are ignoring the reality of culture; such error consumes energies in the defense and severely limits the exercise of ingenuity in application. Items that lie in the nebulous regions between the centers of concept peaks can be assigned only arbitrarily to one or the other. Some items will defy assignment because they do not "belong" to a category. There is no real line that cuts neatly and cleanly between items, stilling argument. That is to say, there

1. See especially my article "A Note on Definitions", *Journal of American Folklore*, 81: 321, July-September, 1968, and the subsequent replies and comments during the following three years.

is no line between history and folklore, literature and folklore, anthropology and folklore, no line between folk belief and custom, folk foodways and music. Arguments about such lines are specious.

But let me emphasize once more that this is not to say that there are no differences between the concepts, only no lines.

The problems that I have in accepting Tolksdorf's model stem from what I see to be the effects of these two fallacies within the model and the modeling.

First I understand that a model is not meant to be a reflection of an absolute reality but all too often the model becomes the dictator of analysis just as a definition becomes a canon — precisely because of the conceptual shortcomings of model making. Conversely, there is no question in my mind but that the synchronous presentation, discrete categorization, nondynamic structure, and rigid regularity of the model do reflect an image in the mind of its developers and supporters, thus telling us more about the theorizers than about the materials under investigation.

But these factors are not discrete; they are hopelessly — no, *magnificently* entwined and blended. There are no spaces between them. They are not of equal size, their edges are not straight and regular, there are no edges. Nor are these descriptive devices mere conveniences. They do, as I have stated above, both generate and result from the Fallacy of Discrete Definition and severely affect the conclusions stemming from its application.

Tolksdorf has given ample space and emphasis to dynamics within his paper and I know him and his work well enough to know that he understands full well the importance of change in foodways. But it is not enough to explain the central role of change in an accompanying text. If a model is to be useful and accurate it must perform demonstrate vividly the flow, weight, and direction of change.

Moreover, in application the model must permit adjustment of flow, weight, and direction at a variety of levels to show as precisely as possible the reality of the phenomenon's dynamics. That is, in spite of the mind boggling complications of production, the model in this case must be more than two dimensional, which leads to the first fallacy, that of The Solution.

Reduction to a framework is not a solution. This is only one of many possible descriptions, which I am sure Tolksdorf would be the first to underscore. But while I admire Tolksdorf's effort, I feel that it falls dramatically short not because of his error or lack of ingenuity but because there is no simple universal that can be portrayed by convenient conventional techniques. Shorn of the dynamics, variation, and multidimensional nature of the behaviour it is meant to display, the model's usefulness is severely limited, a characteristic this model shares with most other such models.

At the surface there are other problems with this essay. I sense a confusion in the paragraphs at the beginning of section VIII that often trap ethnographers, in which the lack of apparent structuring in a cultural phenomenon is confused by the observer with a lack of structuring. If children's foodways do not fit into the

model format, it does not follow that 1) there is no patterning or 2) that ingenious manipulation is all that is necessary to adjust the material to the established pattern. More often than not, it is a matter of there being another pattern, which is certainly the case with children. It is absurd to suggest that children are not subject or are less subject to the pressures of cultural patterning. Since the patterns have not been entirely integrated, children are all the more aware of them. Because in western culture children constitute the largest non-literate subculture they are also that subculture most dominated by tradition.

But this is an argument with problems of presentation and specifics, not concept and theory, which has excited my most powerful reactions.

The principal use of Tolksdorf's model is as a mnemonic device, an outline. He is correct in his concern that the complex and context of foods and foodways are too often ignored in conventional ethnographies, but is the solution then to move completely to the other extreme, to complex and context as an abstract almost apart from the reality, the real phenomena presumably being examined? The solution, it appears to me, lies in a modification of the ethnographic description, perhaps using a model like Tolksdorf's, as a table of contents, remembering that discrete rubrics, regular spaces, straight lines and static boxes are conveniences that have no more relation to reality than a list of parts have to the reality of an automobile.

If an ethnography is inadequate to the task because of its lineal, sequential treatment of a phenomenon that is not lineal or sequential, then the correction is not to move instead toward a static system of discrete categories for a phenomenon that is neither static nor discrete. A combination of those techniques comes closer to dealing, I believe, with the combination of considerations.

This integrated approach is less attractive for scholars who apply theological zeal to cultural theory but the question of theory must always be measured against its productivity in description or explanation; without real function, a theory, no matter how clever, inclusive, or symmetrical, is of little value.

REPLAY

by ULRICH TOLKSDORF

Allen Diskutanten möchte ich an dieser Stelle noch einmal herzlich danken. Dankbar bin ich für manche Erweiterungen und Ergänzungen, aber auch für jene kritischen Einwände, die einerseits prinzipiell theoretische Probleme und Implikationen betreffen, zum anderen sich aber auch mit detaillierten, „praktischen“ Beispielen auseinandersetzen. Auch Mißverständnisse gilt es wohl auszuräumen, die einerseits durch die notgedrungene Kürze meines Aufsatzes (was auch für

diese Erwiderung gilt), andererseits wohl auch in manchen Unschärfen des Textes begründet sein mögen.

Einige hier vorgetragene Einwände und Bedenken tauchen auch sonst in der allgemeinen Funktionalismus- und Strukturalismusdebatte immer wieder auf: die Negation bzw. Dezentrierung des Subjekts (des „Menschen“), der Vorwurf der Ahistorizität sowie der damit verbundene Verdacht der Statik und der Vernachlässigung des sozialen Wandels.

Die „Frage nach dem Wer“ (Bausinger) — und damit implizit verbunden der Vorwurf der „Kulturologie“ (Matter) — stellt sich allerdings nicht so, daß nach dem Subjekt als autonomem Bezugspunkt gefragt wird, sondern es wird ein polyfunktionales Konzept angestrebt, das mehr nach Beziehungen und Abhängigkeiten, Motivationsstrategien, Normen- und Bedeutungssystemen, Situationsdefinitionen usw. fragt. Gerade auch deswegen scheint mir der Mensch als soziales Wesen in den Mittelpunkt wissenschaftlichen Fragens zu rücken, auch wenn ihm im Modell selbst keine direkte Position zugewiesen wird.

Auch die „Diachronie-Synchronie-Debatte“ (zumal auch innerhalb der Linguistik zum Problem des „Sprachwandels“) zieht sich nun schon über Jahrzehnte hin. Es scheint mir zumindest ein vorschnelles Urteil zu sein, „formale oder strukturalistische Methode“ und „Ahistorizität“ leichtfertig zu identifizieren (Niederer, Egli-Frey, Matter, Welsch). Schon der Prager Strukturalismus (z. B. B. Eichenbaum, Die Theorie der formalen Methode, 1925) sah sich allerdings bemüht, diesen Vorwurf zurückzuweisen: „Wir besitzen keine Theorie, die man als ein rundes, abgeschlossenes System darstellen könnte. Theorie und Geschichte sind für uns nicht nur in der Idee, sondern auch in der Praxis verschmolzen. Wir haben zu ausgiebig bei der Geschichte gelernt, als daß wir auf den Gedanken kämen, die Geschichte zu unterschlagen.“ Ähnlich auch noch R. Barthes: „Der Strukturalismus entzieht der Welt nicht die Geschichte: er versucht die Geschichte nicht nur an Inhalte zu binden (das ist tausendfach getan worden), sondern auch an Formen, nicht nur an das Materielle, sondern auch an das Intelligible.“ Auch gegen ein zeitweiliges Ausklammern des Diachronischen, des genetischen Aspekts, ist methodologisch das von Goldmann Gesagte (s. Niederer, Egli-Frey) nicht als prinzipieller Einwand zu verstehen. Wertvoll ist diese Kritik jedoch allein dadurch, als das Synchronische der strukturalistischen Betrachtungsweise dazu neigt, das Diachronische zu vernachlässigen. In der methodischen Operation aber, in der Beschreibung, muß die Unterscheidung zweier methodischer Ansätze beibehalten werden. Dies gilt auch für die Ebene der Systembeschreibung, synchrone und diachronische Aspekte (Systemzusammenhang und Systementwicklung) gehören zu einer vollständigen Analyse. So verweist auch die (zeitlich) wiederholte Anwendung des hier vorgestellten (synchrone) Darstellungsmodells in kontrastiver Betrachtung unmittelbar auf die Fragen des kulturellen Wandels. In meinem Aufsatz über „Pilzkonsum“ (s. Anm. 13 des vorstehenden Aufsatzes) habe ich versucht, die Stadien und Bedingungen kulturellen Wandels an Hand meines Modells über einen Zeitraum von 900 Jahren aufzuzeigen.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Behandlung des sog. „Widerspiegelungsmodells“ (Bausinger, Niederer, Egli-Frey). Ohne noch einmal die Basis-Überbau-Debatte aufgreifen zu wollen (die Weiterungen, die Bausinger bringt, würde ich dabei unterstreichen), kam es mir dabei vor allem darauf an, die Möglichkeiten der strukturalistischen Methode aufzuzeigen, die sie hinsichtlich des Problems der „Vermittlung“ der Basis-Überbau-Theorie hat. Hier nämlich scheint sie nach den bisher erbrachten Ergebnissen und als heuristisches Prinzip brauchbar (vgl. H. Gallas, *Strukturalismus als interpretatives Verfahren*, 1972). Soweit der Strukturalismus in der Form einer Theorie oder gar Meta-Theorie erscheint und allgemeine anthropologische Folgerungen zieht, erscheint er mir überfordert. Hier stimme ich in der Kritik — etwa an Lévi-Strauss — mit Niederer und Egli-Frey überein.

Auf der allgemein theoretischen Ebene ist damit auch schon die Kritik von Roger Welsch beantwortet, der meinen Ansatz (und zugleich den der amerikanischen Technologie und Sozialwissenschaften) dem „Trugschluß“ ausgeliefert sieht, daß es nur „The solution“ oder „One solution“ zu geben scheint. Das gerade wird nicht angestrebt, oder, um nochmals B. Eichenbaum aus dem Jahre 1925 zu zitieren: „In dem Augenblick, in dem wir uns selbst eingestehen müssen, daß wir eine alles erklärende, auf jeden Einzelfall aus Vergangenheit und Zukunft vorbereitete und einer Evolution weder bedürftige noch fähige Theorie unser eigen nennen — in diesem Augenblick werden wir zugleich eingestehen müssen, daß die formale Methode ihren Gang beendet, daß der Geist der wissenschaftlichen Forschung sie verlassen hat.“ Welsch selbst scheint mir auf ethnomethodologische Ansätze zurückzugehen, und es fragt sich doch, ob hier Wissenschaft (jedenfalls jene, die wir bisher darunter verstanden haben) nicht selbst abdankt und die Raster wieder gröber werden. Mir geht es — um es noch einmal zu sagen — um das Festmachen begrenzter Theoreme am begrenzten Modell, um den Umschlag der Spekulation ins überschaubare methodische Tätigsein. Hinter Popper sollte man nicht zurückgehen. Die Übertragung des Popperschen Falsifikationsbegriffs hat die Einsicht einzuschließen, daß man sich jeweils nur auf dem letzten Stand des Irrtums befindet, den es nicht zu zementieren, sondern aufzulockern gilt. Ob ein Modell dazu geeignet ist, eine jeweilige Wahrheit oder Realität zu überprüfen oder ob es — Matter weist darauf hin — nach Albert eher eine empirische Falsifikation erschwert, wird bei der Modelldiskussion zu prüfen sein (vgl. auch Köstlin).

Helge Gerndt hat sich ausführlich in seinem theoretischen Beitrag mit den Fragen des Modell- und Systemdenkens auseinandergesetzt und das diesbezügliche Defizit in den Kulturwissenschaften herausgestellt. Sein Beitrag ist allerdings so dicht und umfassend angelegt, daß er an dieser Stelle nicht adäquat diskutiert werden kann. Die erste Frage bleibt aber immer: Was kann Modell- bzw. Systemdenken leisten? Hält man seine Ansprüche zunächst recht bescheiden, so doch wenigstens das, daß ein gewisser „Atomismus“ in volkskundlichen Teildisziplinen (das mag schon z. B. in der Märchen- oder Volksliedforschung ganz anders sein) durch eine modell- oder systembezogene Betrachtungsweise überwunden werden

kann. D. h. Bündelung von Forschungsaspekten, Bestimmung von Positionen oder Einheiten, die es erlauben, „Erkenntnisse“ miteinander sinnvoll zu vergleichen.

Ein Modell ist abhängig von dem Interesse desjenigen, der es konstruiert. Den Aspekt hatte ich angegeben. Eine Modellkonstruktion ist sicherlich immer zu verbessern. Matter schlägt z. B. vor — vergleichbar der Einheit ‚Satz‘ in Modellen der Sprachwissenschaft — nicht von der ‚Mahlzeit‘, sondern von der ‚Speisenfolge‘, vom ‚Menu‘, auszugehen. Mir scheint dies bereits ein Spezialfall im Ernährungssystem zu sein, zumal er durch mein Modell aufgefangen wird, indem man Speise¹ (SP², SP³ usw.) ansetzen kann und auch muß, so wie dies etwa auch stets bei ‚Nahrungsmittel‘ (N¹, N², N³ usw.) zu fordern ist, wenn man einen ganzen Speisenkomplex untersuchen will. Matter schlägt weiterhin vor, die Ergebnisse der Soziolinguistik stärker zu berücksichtigen. Woran ist dabei speziell gedacht? Ansätze bzw. Strategien z. B. bei L. Labov (On the Mechanism of Linguistic Change) sind in meinem Darstellungsmodell enthalten, so z. B. das sog. Einbettungsproblem (embedding problem), das „die Entdeckung der Korrelationen zwischen Elementen des Sprachsystems mit jenen des nichtsprachlichen Systems menschlichen Verhaltens“ fordert, oder etwa das Bewertungsproblem (evaluation problem), das Korrelationen von subjektiven (bzw. latenten), aber allgemeinen Einstellungen und Erwartungen mit dem Sprachverhalten vorsieht.

Eine weitere Frage ist, ob „die Situation in ihrem sozialen Gehalt schon ausreichend umschrieben und bestimmt ist“ (Bausinger). Es sei aber darauf hingewiesen, daß auch bei der Bestimmung der kulturellen Werte bzw. Einstellungen bei ‚Nahrungsmittel (N)‘ und ‚kultureller Technik (T)‘ Soziales (z. B. Normensysteme, Statuspositionen usw.) analysiert wird. An dieser Stelle des Modells treten auch die größten Mißverständnisse auf, die auf die Kürze des Begleittextes zurückgehen mögen. Mehrere Diskutanten weisen darauf hin, daß — zumindest implizit — von sehr homogenen Gesellschaften ausgegangen wird bzw. die pluralistische Verfassung moderner Gesellschaften damit nicht erfaßt werden kann. Die Erfassung einer sehr differenzierten Sozialstruktur mit Hinblick auf das Ernährungsverhalten ist aber gerade eines meiner Hauptanliegen; dem vor allem dient die Segmentierung der ‚Mahlzeit‘. ‚Mahlzeit‘ ist dabei nichts Abstraktes, sondern jede konkrete Nahrungsaufnahme, die zugleich ein spezifischer Akt der Kommunikation ist. Die differenzierte Segmentierung in bestimmte Kulturelemente kann dabei zeigen, wie unterschiedlich und wo gesellschaftliche Normenkataloge (Werte) ansetzen. Gesellschaftliche Regeln aber sind das Werk spezifischer sozialer Gruppen, die in bestimmten Situationen angewandt werden. Sie sind differenziert hinsichtlich ihrer sozialen Klassenmerkmale sowie ihrer kulturellen, ethnischen, beruflichen, alters- oder geschlechtsspezifischen Merkmale. Diese Merkmale zu erfassen (und damit modernen pluralistischen Gesellschaften gerecht zu werden) ist aber durchaus an Hand meines Modells möglich.

Mit S. Tokarev stimme ich darin überein, daß er eine der Hauptaufgaben der ethnologischen Nahrungsforschung „in der Erkenntnis der sozialen Rolle und aller Vermittlungen der Nahrung“ sieht. Unterschiedlich mögen unsere Vorstellungen von Kommunikation (bzw. Segregation) sein. Mein Bestreben ist es, Kom-

munikation als ein Zeichensystem zu deuten. Auch beim Ernährungsverhalten geschieht Kommunikation mittels Zeichen, in denen gewisse Informationen, soziale Muster, Machtstrukturen, religiöse Einstellungen usw. kodiert werden und die vom Kommunikationspartner in eben diesem Sinne auch wieder verstanden (dekodiert) werden können. Wer eine Essensgemeinschaft (eine „Mahlzeit“) verstehen will, muß die Zeichensysteme verstehen lernen, mit deren Hilfe sie kommuniziert. Besonders in den reicheren Industrieländern der östlichen und westlichen Welt bestimmen heute weitgehend nicht mehr die Inhalte (die Nahrungsmittel in ihrer ökonomischen und ökologischen Abhängigkeit) vorrangig die Ernährung, sondern die Art und Weise ihrer Vermittlung (Werbung, Mode, schichten- und cliquenspezifische Ernährungsstile, sekundäre Bewertungsmuster usw.) scheint immer dominierender zu werden. Freilich geht es auch bei dieser Fragestellung stets „um den Menschen“, auch wenn er dabei im Modell nicht als besonderes „Zeichen“ oder „Element“ in Erscheinung tritt. Auf die Kritik an der „Dezentrierung des Ichs“ bin ich bereits näher eingegangen.

Die Kritik an Lévi-Strauss teile ich weitgehend und habe dies auch mehrfach betont. Trotzdem sehe ich in seinem Denkansatz neue Perspektiven, bei denen es sich lohnen würde, sie zu verfolgen. Mißverständlich ist bei ihm allerdings z. B. oft die Handhabung der binären Oppositionen, eine Gefahr, die Tokarev u. a. auch bei mir sehen. Dazu vielleicht noch einige Richtigstellungen. Die binaristische Theorie (s. dazu Jakobson, Trubetzkoy, Chomsky u. a.), d. h. die Zerlegung und Isolierung in „differentielle Elemente“ und deren weiteren Organisation zu „Gegensatzpaaren“, bedeutet nicht, daß die „Welt“ prinzipiell binär strukturiert ist. Es handelt sich lediglich um ein Beschreibungsschema, um einen Fragebogen, bei dem auf bestimmte Fragen mit „ja“ oder „nein“ geantwortet werden kann. Die Zerlegung in „binäre Oppositionen“ verfolgt also lediglich methodische, heuristische Ziele, wobei bei einem Komplex bestimmte Merkmale auch gleich sein können. Beispiel: Salzkartoffeln (geschält — gekocht) und Pellkartoffeln (ungeschält — gekocht) haben in ‚kochen‘ das gleiche Merkmal, zeigen aber binäre Oppositionen hinsichtlich ‚geschält — ungeschält‘ (bearbeitet — unbearbeitet).

Tokarevs Hinweis auf primäre (wesentliche) und sekundäre (unwesentliche) Teile bzw. Kulturelemente wirft Probleme auf, allerdings wohl nicht im Hinblick auf ein bestimmtes Ganzes (System), sondern erst dann, wenn bestimmte Kulturelemente verschiedener Systeme in einen Bezug gestellt werden sollen.

Den Kritikern der Diskussion bin ich besonders dort dankbar, wo konkrete „praktische“ Beispiele angesprochen wurden. Den Versuch, darauf auch konkret einzugehen, habe ich aber — obwohl ich ihn als besonders reizvoll empfunden habe — unterlassen, weil er bei weitem den hier gesteckten Rahmen gesprengt hätte. Darin aber stimme ich mit allen überein, daß ein Modell sich letzten Endes nur dadurch beurteilen läßt, was es in einer konkreten Analyse zu leisten vermag.